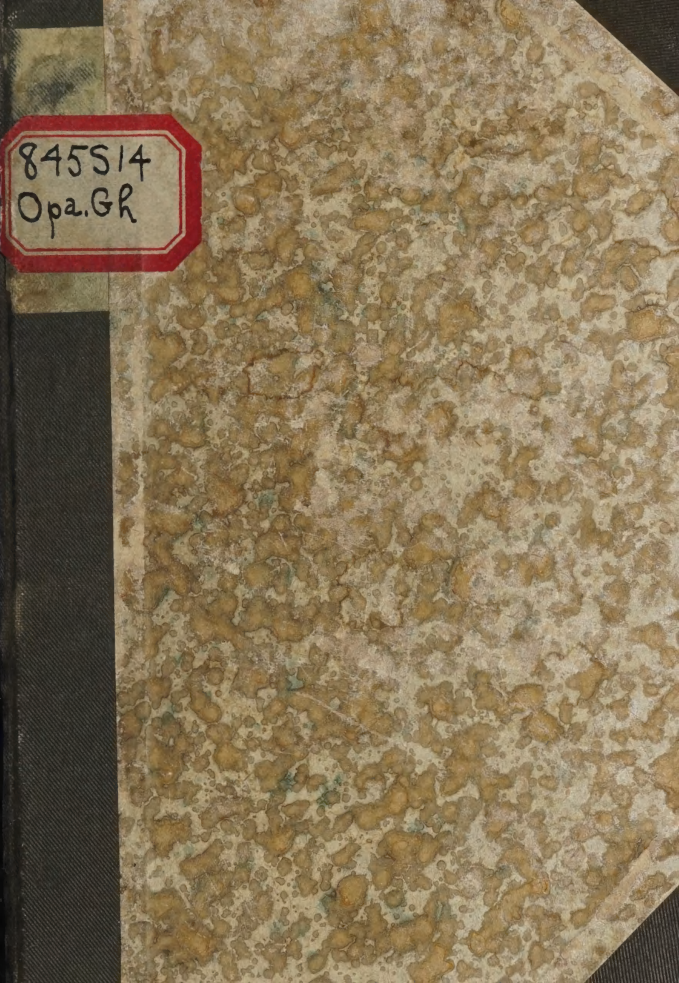






Paul und Virginie.

Von

Bernardin de St. Pierre.

Deutsch

von

Dr. Friedrich Hörlek.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Ich habe mir in diesem kleinen Werke große Aufgaben gestellt. Ich habe darin einen Boden und eine Pflanzenwelt zu schildern gesucht, welche von den europäischen verschieden sind. Lange genug ruhen bei unsern Dichtern die Liebenden am Rande der Bäche, auf Wiesen und unter dem Laubdach der Buchen. Ich setze sie an den Strand des Meeres, an den Fuß der Felsen, in den Schatten blühender Bananen, Cocus- und Citronenbäume. Dem andern Theile der Welt fehlt nur ein Theokrit oder ein Virgil, sonst besäßen wir von ihm mindestens ebenso anziehende Gemälde, wie von unserm Vaterlande. Ich weiß, Reisende von feinem Gefühle für die Natur haben uns bezaubernde Beschreibungen von mehreren Inseln der Südsee gegeben; aber die Sitten ihrer Bewohner und mehr noch die der Europäer, welche auf ihnen landen, verderben oft das Gemälde. Mein Wunsch war, die sittliche Schönheit eines kleinen Gemeinwesens im Verein mit der Schönheit der Natur zwischen den Tropen darzustellen. Zugleich ging mein Streben darauf, mehrere große Wahrheiten, unter andern die in helles Licht zu setzen, daß unser Glück darin besteht, der Natur und der Tugend gemäß zu leben. Indessen hatte ich es keineswegs nöthig, einen Roman zu erdichten, um glückliche Familien zu schildern. Ich kann versichern, daß die, von welchen ich sprechen will, wirklich gelebt haben, und ihre Geschichte in den Hauptbegebenheiten wahr ist. Für diese habe ich das Zeugniß mehrerer Bewohner von Isle de France, die ich auf dieser Insel kennen lernte. Ich habe nur einige unbedeutende Umstände hinzugefügt, die zwar Bezug auf mich

1*

selbst haben, aber gerade deshalb der Wirklichkeit entsprechen. Als ich vor einigen Jahren eine sehr unvollkommene Skizze von dieser Art Idylle entworfen hatte, bat ich eine schöne Dame, welche viel in der großen Welt lebte, und ernste Männer, die sich davon fern hielten, um die Vergünstigung, sie ihnen vorzulesen, um auf die Wirkung schließen zu können, welche sie auf Leser von so verschiedenen Charakteren machen würde; mir ward die Freude, sie sämmtlich in Thränen zu sehen. Dies war das einzige Urtheil, welches ich von ihnen erlangen konnte, aber es war auch Alles, was ich von ihnen wissen wollte. Allein wie oft ein großer Fehler sich an die Ferse eines kleinen Talentes heftet, so flößte mir dieser Erfolg den eiteln Gedanken ein, meinem Werke den Titel: Gemälde der Natur zu geben. Zum Glück erinnerte ich mich, wie sehr mir die Natur des Klima selbst, worin ich geboren bin, fremd sei; wie sie in den Ländern, wo ich ihre Gebilde nur als Reisender gesehen habe, so reich, mannichfaltig, lieblich, prächtig, geheimnißvoll sei, und wie sehr es mir an Scharfsinn, Geschmack und Ausdruck gebräche, um ihr Wesen zu erfassen und zu schildern. Da ging ich in mich. Ich habe daher diesen schwachen Versuch dem Namen und der Reihe nach meinen Naturstudien angeschlossen, welche das Publikum mit so viel Wohlwollen aufgenommen hat, damit dieser Titel, der es an meine Unfähigkeit erinnert, ihm beständig seine Nachsicht ins Gedächtniß rufen möge.

Paul und Virginie.

Auf der Ostseite des Berges, der hinter Port-Louis auf Isle de France aufsteigt, erblickt man in einer früher bebauten Gegend das verfallene Gemäuer von zwei kleinen Hütten. Sie liegen fast in der Mitte eines Kessels, der von hohen Felsen gebildet wird und nur eine einzige Oeffnung nach Norden hat. Links gewahrt man den Berg, Morne de la Découverte genannt, von welchem die Schiffe, welche auf der Insel landen, signalisirt werden, und am Fuße desselben die Stadt Port-Louis; rechts den Weg, welcher von Port-Louis nach dem Bezirke Pamplemousses führt; dann die Kirche dieses Namens, die sich mit ihren Bambusalleen mitten in einer großen Ebene erhebt; und noch weiter einen Wald, der sich bis zum äußersten Ende der Insel erstreckt. Vor sich unterscheidet man an den Küsten des Meeres die Grabesbai (Baie du Tombeau), etwas rechts das Unglückscap (Cap malheureux), und darüber hinaus die offene See, aus welcher ein paar unbewohnte kleine Inseln hervortreten, unter andern der Coin de Mire, welcher einer Bastion mitten in den Fluten gleicht.

Am Eingange dieses Kessels, von dem man so viele Gegenstände überblickt, wiederholt das Echo des Gebirges unaufhörlich das Brausen der Winde, welche die nahen Wälder durchstürmen, und das Getöse der Wogen, die sich in der Ferne an den Korallenriffen brechen; aber bei den Hütten selbst vernimmt man kein Geräusch mehr und man erblickt rings herum nur Felsenmassen, steil wie Mauern. Baumgruppen wachsen an ihrem Fuße, in ihren Spalten und selbst auf ihren Gipfeln, um welche sich die Wolken lagern. Der Regen, den ihre Spitzen anziehen, malt oft die Farben des Himmelsbogens auf ihre grünen und braunen Seiten und speist in der Tiefe

die Quellen, die sich zu dem kleinen Fluß Lataniers vereinigen. Tiefe Stille herrscht in ihrem Umkreise; hier ist Alles friedlich, die Luft, die Gewässer und das Licht. Kaum führt das Echo das Rauschen der Palmen an unser Ohr, die hoch oben auf ebenen Stellen wachsen und deren schlanke Schäfte man sich beständig im Winde schaukeln sieht. Ein sanftes Licht erhellt die Tiefe dieses Kessels, wo die Sonne nur des Mittags scheint; aber ihre frühsten Strahlen treffen seinen Rand, dessen Zacken über das Düster des Gebirgs emporragen und wie Gold und Purpur sich abheben von der Bläue des Himmels.

Ich begab mich gern an diesen Ort, wo man zu gleicher Zeit eine unermeßliche Aussicht und eine tiefe Einsamkeit genießt. Als ich eines Tags bei diesen Hütten saß und ihre Trümmer betrachtete, kam ein schon bejahrter Mann in ihre Nähe. Er trug nach der Sitte der alten Bewohner eine Jacke und lange Beinkleider. Er ging barfuß und stützte sich auf einen Stab von Ebenholz. Sein Haar war weiß, und der Ausdruck seines Gesichts edel und natürlich. Ich grüßte ihn mit Ehrerbietung. Er erwiederte meinen Gruß, betrachtete mich einen Augenblick, kam auf mich zu und setzte sich zu mir auf den kleinen Hügel. Aufgemuntert durch dieses Zeichen von Zutrauen redete ich ihn an. „Mein Vater," sprach ich, „könntet Ihr mir wol sagen, wem diese beiden Hütten gehört haben?" Er antwortete: „Mein Sohn, in diesem alten Gemäuer und auf diesem unbebauten Grunde wohnten vor etwa zwanzig Jahren zwei Familien, die hier ihr Glück gefunden hatten. Ihre Geschichte ist rührend; aber welchen Antheil kann auf dieser Insel, die auf dem Wege nach Indien liegt, ein Europäer an dem Schicksal von ein paar unbekannten Privatpersonen nehmen? Wer möchte selbst hier glücklich, aber arm und vergessen leben? Die Menschen wollen nur die Geschichte der Großen und der Könige kennen lernen, die Niemandem etwas nützt." — „Mein Vater," erwiederte ich, „man merkt leicht an Euerm Aeußern und an Eurer Rede, daß Ihr eine reiche Erfahrung gesammelt habt. Habt Ihr Zeit, so bitte ich Euch, erzählt mir, was Ihr von den frühern Bewohnern

dieser Einöde wißt, und seid überzeugt, daß selbst Der, welchen die Vorurtheile der Welt am meisten verdorben haben, gern von dem Glücke sprechen hört, welches Natur und Tugend gewähren.“ Hierauf, gleichwie Jemand, der sich verschiedener Umstände zu erinnern sucht, legte der Greis einige Zeit die Hand an die Stirn und erzählte mir Folgendes:

Im Jahre 1726 entschloß sich ein junger Mann aus der Normandie, Namens de la Tour, nachdem er sich vergebens um Dienste in Frankreich und um Unterstützung bei seiner Familie bemüht hatte, auf dieser Insel sein Glück zu suchen. Er brachte eine junge Frau mit sich, die er eben so sehr liebte, wie er von ihr geliebt wurde. Sie stammte aus einem alten und reichen Hause seiner Provinz; allein er hatte sie heimlich und ohne Mitgift geheirathet, weil ihre Verwandten sich der Verheirathung widersetzt hatten, da er nicht von Adel war. Er ließ sie in Port-Louis auf dieser Insel zurück und schiffte sich nach Madagascar in der Hoffnung ein, dort einige Neger zu kaufen und nach baldiger Rückkehr eine Pflanzung zu gründen. Er landete in Madagascar um die schlimme Jahreszeit, welche Mitte October beginnt, und kurz nach seiner Ankunft starb er an den pestartigen Fiebern, die dort sechs Monate im Jahre herrschen, und Europäer stets hindern werden, dort feste Niederlassungen zu gründen. Die Habseligkeiten, die er mit sich gebracht, wurden nach seinem Tode zerstreut, wie es in der Regel bei denen der Fall ist, welche fern von ihrem Vaterlande sterben. Seine Frau, welche auf Isle de France zurückgeblieben war, sah sich Wittwe, schwanger und ohne irgend eine Habe in der weiten Welt als eine Negerin, in einem Lande, wo sie weder Credit noch Empfehlung hatte. Da sie nach dem Tode Desjenigen, den sie allein geliebt, bei Niemand Hilfe suchen wollte, so gab ihr das Unglück Muth. Sie entschloß sich, mit ihrer Sklavin ein kleines Stück Land zu bebauen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen.

Auf einer fast unangebauten Insel, wo die Wahl des Landes in Jedes Belieben stand, suchte sie keineswegs die

fruchtbarsten oder dem Verkehre günstigsten Bezirke auf, sondern forschte nach einer Bergschlucht, einer verborgenen Stätte, wo sie allein und unbekannt leben könnte, und lenkte ihre Schritte aus der Stadt zu diesen Felsen, um sich hier wie in einem Neste zu verbergen. Alle empfindsamen und leidenden Wesen fühlen den Trieb, sich in die wildesten, ödesten Gegenden zu flüchten, gleich als ob Felsen Wälle wären gegen das Unglück, als ob die Stille der Natur die leidigen Stürme im Innern beruhigen könnte. Allein die Vorsehung, die uns ihre Hilfe nie versagt, sobald wir unsere Wünsche auf die nöthigen Güter des Lebens beschränken, hatte der Frau de la Tour eines aufbewahrt, welches weder Reichthum noch Größe gewähren: eine Freundin.

An diesem Orte wohnte seit einem Jahre eine Frau von lebhafter, guter und theilnehmender Gemüthsart, Namens Margarethe. Sie war in der Bretagne geboren und die Tochter einer schlichten Bauernfamilie, welche sie innig liebte und glücklich gemacht hätte, wenn sie nicht so schwach gewesen wäre, der Liebe eines Edelmanns in ihrer Nähe Glauben zu schenken, der ihr die Ehe versprochen hatte. Als er aber seine Leidenschaft befriedigt hatte, verließ er sie und weigerte sich, selbst für den Unterhalt eines Kindes zu sorgen, das sie unter ihrem Herzen trug. Da entschloß sie sich, das Dorf, in welchem sie geboren war, für immer zu verlassen und ihren Fehltritt in den Kolonien zu verbergen, fern von der Heimat, wo sie die einzige Mitgift eines armen, ehrlichen Mädchens, ihren guten Namen, eingebüßt hatte. Ein alter Schwarzer, den sie um wenig erborgtes Geld an sich gebracht hatte, bebaute mit ihr ein kleines Stück Land in diesem Bezirke.

Hier traf Frau de la Tour in Begleitung ihrer Negerin Margarethen an, wie diese ihr Kind säugte. Sie war hoch erfreut, eine Frau in einer Lage zu finden, welche der ihrigen ähnlich schien. Sie erzählte ihr in wenig Worten von ihren früheren Verhältnissen und jetzigen Bedürfnissen. Margarethe ward bei der Erzählung der Frau de la Tour von Mitleid ergriffen, und mehr um ihr Vertrauen als ihre Achtung zu verdienen, gestand sie ihr, ohne das Mindeste

zu verschleiern, den Fehltritt, dessen sie sich schuldig gemacht hatte. „Ich," sagte sie, „ich habe mein Schicksal verdient; aber Sie, Madame, ... Sie, tugendhaft und unglücklich!" Und unter Thränen bot sie ihr sogleich ihre Hütte und Freundschaft an. Gerührt von einem so liebevollen Empfange schloß sie Frau de la Tour in die Arme und sprach: „Ach, Gott will meine Drangsale enden, da er mich, eine Fremde, bei Ihnen mehr Liebe und Güte antreffen läßt, als ich je bei meinen Verwandten gefunden habe."

Ich kannte Margarethen und obschon ich anderthalb Stunden von hier hinter dem langen Berge im Walde wohne, betrachtete ich mich doch als ihren Nachbar. In den Städten Europas scheidet eine Straße, eine bloße Mauer die Glieder ein und derselben Familie ganze Jahre lang; aber in den neuen Kolonien sieht man die als Nachbarn an, welche von uns nur durch Wälder und Berge getrennt sind. In jener Zeit zumal, als diese Insel wenig Handel nach Indien trieb, gab die blose Nachbarschaft Anspruch auf Freundschaft, und Gastlichkeit gegen Fremde war eine Pflicht und ein Vergnügen. Als ich erfuhr, daß meine Nachbarin eine Gesellschafterin habe, besuchte ich sie, um zu sehen, wie ich Beiden nützlich werden könnte. Ich fand in Frau de la Tour eine Dame von anziehender Gesichtsbildung, voll Adel und Schwermuth. Sie sah damals ihrer Niederkunft entgegen. Ich stellte den beiden Frauen vor, wie sehr es im Interesse ihrer Kinder und besonders, um jede andere Niederlassung zu hindern, gerathen wäre, den Grund dieses Thales, der etwa zwanzig Morgen beträgt, unter sich zu theilen. Sie übertrugen mir diese Theilung und ich machte zwei fast gleiche Hälften daraus. Die eine umschloß den obern Theil des Grundes, von der umwölkten Felsenspitze an, wo die Quelle des Latanenflusses hervorbricht, bis zu jener scharf ausgeschnittenen Oeffnung, die man oben auf dem Berge sieht, und die Schießscharte nennt, weil sie in der That damit Aehnlichkeit hat. Der Boden ist hier so steinig und zerklüftet, daß man kaum gehen kann; indessen trägt er große Bäume und hat eine Menge Quellen und Bäche.

Die andere Hälfte bildete ich aus dem ganzen untern Theil, der sich längs des Latanenflusses bis zu der Erweiterung des Thales erstreckt, wo wir uns befinden, und von welcher aus der Fluß zwischen zwei Hügeln dem Meere zufließt. Sie sehen hier einige Streifen Wiese und ziemlich ebenen Boden, der indessen kaum besser als der andere ist, denn in der Regenzeit ist er sumpfig und in der trockenen Jahreszeit hart wie Blei; will man dann einen Graben ziehen, so muß man die Axt zu Hilfe nehmen. Nachdem ich diese beiden Theile bestimmt hatte, ließ ich die zwei Frauen losen. Der obere Theil fiel der Frau de la Tour, der untere Margarethen zu. Beide waren mit ihrem Loose zufrieden; doch baten sie mich, die Wohnung ungetrennt zu lassen, „damit wir," wie sie sagten, „uns zu jeder Zeit sehen, sprechen und einander beistehen können." Eine besondere Wohnung war jedoch für jede nothwendig. Margarethens Häuschen stand in der Mitte des Thalgrundes, genau auf der Grenze ihres Besitzthums. Ganz nahe daran baute ich auf dem Grunde der Frau de la Tour ein zweites Haus, so daß die beiden Freundinnen unmittelbar neben einander und doch auf eigenem Grund und Boden wohnten. Ich selbst habe die Pfähle im Gebirge zugehauen; ich habe die Palmenblätter vom Meeresufer herbeigeholt, um jene beiden Hütten aufzurichten, an denen Sie jetzt keine Thür und kein Dach mehr sehen. Ach! es ist nur zu viel übrig geblieben für meine Erinnerung! Die Zeit, welche so reißend schnell die Denkmäler gewaltiger Reiche zerstört, scheint in diesen Einöden die der Freundschaft zu achten, um meinen Schmerz bis an das Ende meines Lebens zu verlängern.

Kaum war die zweite Hütte fertig, als Madame de la Tour eines Töchterleins genaß. Ich war bei Margarethens Kinde, welches den Namen Paul erhielt, Pathe gewesen. Frau de la Tour bat mich nebst ihrer Freundin, ihrer Tochter einen Namen zu geben. Diese gab ihr den Namen Virginie. „Sie wird tugendhaft," sprach sie, „und glücklich werden. Ich habe das Unglück erst kennen gelernt, als ich von dem Pfade der Tugend wich."

Als Frau de la Tour das Wochenbett verlassen hatte,

warfen allmählich die beiden kleinen Besitzungen einigen Ertrag ab, theils in Folge der Pflege, die ich ihnen von Zeit zu Zeit angedeihen ließ, zumeist aber in Folge der emsigen Arbeit ihrer Sklaven. Margarethens Diener, Domingo, war ein schwarzer Jolof, zwar bereits bei Jahren, aber noch rüstig. Er besaß Erfahrung und einen guten, natürlichen Verstand. Er machte auf beiden Besitzungen ohne Unterschied die Ländereien urbar, welche ihm am fruchtbarsten schienen, und besäete sie mit Sämereien, die für den Boden am geeignetsten waren. Er baute Hirse und Mais auf mittelmäßigem, ein wenig Weizen auf gutem Boden, Reis in sumpfigen Gründen, und eßbaren Eibisch, Kürbisse und Gurken steckte er am Fuße der Felsen, an denen sie gern hinaufranken. An trockenen Stellen pflanzte er Bataten, die da zuckersüß werden; Baumwollenstauden auf den Höhen, Zuckerrohr im schweren Boden, Kaffeestauden auf den Hügeln, wo die Bohne zwar klein bleibt, aber vortrefflich wird; längs des Flusses und um die Hütten Bananen, welche das ganze Jahr hindurch lange Fruchtkolben und dichten Schatten geben, und endlich einige Tabakspflanzen, um seine Sorgen und die seiner guten Herrinnen zu bannen. Brennholz mußte im Gebirg geschlagen und das Gestein da und dort in der Ansiedelung zertrümmert werden, um die Wege gangbarer zu machen. Alle diese Arbeiten verrichtete er mit Verstand und regem Fleiße, denn ihn spornte der Diensteifer. Er hatte große Anhänglichkeit an Margarethen und kaum mindere an Frau de la Tour, deren Negerin er bei Virginiens Geburt geheirathet hatte. Er liebte seine Frau, die Marie hieß, leidenschaftlich. Sie war in Madagascar geboren, von wo sie einige Fertigkeiten mitgebracht hatte, namentlich verstand sie es, aus Gräsern, die in den Hölzern wachsen, Körbe und Stoffe, Pagnes genannt, zu verfertigen. Sie war gewandt, reinlich und sehr treu. Ihr lag ob, die Speisen zu bereiten, einige Hühner aufzuziehen und von Zeit zu Zeit in Port-Louis den Ueberfluß der beiden Besitzungen zu verkaufen, der freilich sehr unbedeutend war. Nehmen Sie zwei Ziegen dazu, welche bei den Kindern aufgezogen wurden, und einen großen

Hund, der des Nachts draußen wachte, so haben Sie einen Begriff von dem ganzen Ertrage und Bestande der beiden kleinen Meiereien.

Die beiden Freundinnen spannen Baumwolle vom Morgen bis zum Abend. Diese Arbeit reichte zu ihrem und der Ihrigen Unterhalte hin; übrigens waren sie so von allen Bequemlichkeiten des Lebens, welche vom Auslande kommen, entblößt, daß sie zu Hause barfuß gingen und nur Schuhe anzogen, wenn sie Sonntags am frühen Morgen sich zur Messe in der Kirche von Pamplemousses einfanden, die Sie da unten sehen. Es ist zwar viel weiter dahin als nach Port-Louis; allein sie begaben sich selten in die Stadt aus Furcht vor Verachtung, da sie gleich den Sklaven Kleider von grobem, blauem, bengalischem Zeuge trugen. Ist aber, Alles erwogen, die Achtung, die uns das Publicum erweist, so viel werth als das häusliche Glück? Wenn diese Frauen ein wenig in der Außenwelt zu leiden hatten, so kehrten sie mit um so größerm Vergnügen heim zu ihren Wohnungen. Kaum erspähten Marie und Domingo sie von dieser Höhe auf dem Wege von Pamplemousses, als sie den Berg hinabeilten, um ihnen beim Aufsteigen behilflich zu sein. Sie lasen in den Augen ihrer Sklaven die Freude, sie wiederzusehen. Sie fanden in ihren Hütten die Sauberkeit, die Freiheit, Güter, welche sie nur ihren eignen Anstrengungen verdankten, und Diener voll Eifer und Anhänglichkeit. Sie selbst, welche dieselben Bedürfnisse, ähnliche Schicksale zusammengeführt hatten, gaben sich die süßen Namen Freundin, Schwester, und hatten nur einen Willen, nur ein Interesse, nur einen Tisch. Alles war unter ihnen gemeinschaftlich. Nur wenn frühere Gefühle, stärker als die Freundschaft, wieder in ihrem Herzen erwachten, lenkte eine heilige Stimmung, gehoben durch Sittenreinheit, ihre Gedanken einem andern Leben zu, gleichwie die Flamme aufschwebt zum Himmel, sobald sie auf der Erde keine Nahrung mehr findet.

Die Pflichten der Natur erhöhten noch das Glück ihres Zusammenlebens. Ihre Freundschaft verdoppelte sich beim Anblick ihrer Kinder, der Früchte einer gleich unglücklichen Liebe. Es gewährte ihnen Freude, sie in dasselbe Bad zu

thun und in dieselbe Wiege zu legen. Oft vertauschten sie die Kleinen an der Brust. „Meine Freundin," sagte dann de la Tour, „jede von uns wird zwei Kinder haben und jedes von unsern Kindern zwei Mütter." So wie zwei Reiser, welche der Sturm auf zwei Bäumen derselben Art allein verschont hat, süßere Früchte hervorbringen, wenn sie, von dem mütterlichen Stamm gelöst, auf einen andern in der Nähe gepfropft werden; also sproßten in diesen beiden Kleinen, denen das Schicksal keine Geschwister, keine Anverwandte gegönnt hatte, zärtlichere Gefühle auf, als Sohn und Tochter, Bruder und Schwester umschlingen, als die beiden Freundinnen, die ihnen das Leben geschenkt, sie an der Mutterbrust vertauschten. Schon ihre Mütter sprachen von ihrer Verheirathung an ihren Wiegen und die Aussicht auf eheliches Glück, womit sie den eigenen Kummer verscheuchten, rief zuletzt sehr oft Thränen in Beider Augen; die Eine erinnerte sich, daß ihre Leiden der Nichtachtung der Ehe, die Andere, daß sie der Unterwerfung unter die Gesetze derselben entsprungen waren; die Eine gedachte, daß sie sich über ihren Stand erhoben, die Andere, daß sie unter demselben gewählt habe: allein Beide fanden Trost in dem Gedanken, daß ihre Kinder, glücklicher als sie, fern von den grausamen Vorurtheilen Europas, zu gleicher Zeit die Wonne der Liebe und das Glück der Gleichheit genießen würden.

In der That glich auch nichts der Anhänglichkeit, welche diese gegen einander an den Tag legten. Wenn Paul unruhig wurde, so zeigte man ihm Virginien; bei ihrem Anblick lächelte er und ward still. Wenn Virginien etwas schmerzte, so gab Pauls Geschrei Kunde davon; aber das liebe Mädchen verhehlte sogleich ihr Ungemach, damit er nicht durch ihren Schmerz leiden möchte. Ich bin kein einziges Mal hierher gekommen, ohne daß ich gesehen hätte, wie Beide, der Sitte des Landes nach ganz nackend und kaum im Stande zu gehen, sich einander an den Händen und mit den Armen umschlungen hielten, wie man das Gestirn der Zwillinge abbildet. Die Nacht selbst vermochte sie nicht zu trennen: sie überraschte sie oft liegend in derselben Wiege, Wange an Wange, Brust

an Brust, die Hände einander um den Hals geschlungen und eingeschlummert Arm in Arm.

Als sie sprechen konnten, waren Bruder und Schwester die ersten Namen, welche sie sich geben lernten. Die Kindheit kennt zärtlichere Liebkosungen, aber keine süßern Namen. Ihre Erziehung machte ihre Freundschaft nur inniger, indem sie den Blick auf ihre beiderseitigen Bedürfnisse lenkte. Bald gehörte Alles, was die Haushaltung betrifft, die Reinlichkeit, die Besorgung eines ländlichen Mahls, zu Virginiens Geschäften und stets lohnten ihre Bemühungen Lob und Küsse ihres Bruders. Dieser selbst war unablässig thätig, grub mit Domingo im Garten, oder begleitete ihn, eine kleine Axt in der Hand, in den Wald; und gewahrte er auf seinen Streifereien eine schöne Blume, eine gute Frucht oder ein Vogelnest, mochten sie hoch oben auf einem Baume sein, er kletterte hinauf, um sie seiner Schwester zu bringen.

Begegnete man irgendwo dem Einen, so konnte man sicher sein, daß das Andere nicht weit war. Als ich eines Tags von dem Gipfel dieses Bergs herabkam, sah ich ganz am Ende des Gartens Virginien dem Hause zueilen, das Röckchen über den Kopf geschlagen, um sich vor einem Regenguß zu schützen. Von weitem meinte ich, sie wäre allein; da ich jedoch näher auf sie zutrat, um ihr beizustehen, bemerkte ich, daß sie Paul am Arme hielt, der fast gänzlich von derselben Bedeckung umhüllt war, und Beide darüber lachten, daß sie unter einem Regenschirm eigener Erfindung Schutz gefunden hatten. Diese beiden lieblichen Köpfchen, umschlossen von dem bauschigen Röckchen, gemahnten mich an die Kinder der Leda, wie sie in demselben Ei lagen.

Ihr ganzes Streben war, einander gefällig und hilfreich zu sein. Uebrigens waren sie unwissend wie Kreolen und konnten weder lesen noch schreiben. Was in längst vergangenen Zeiten, fern von ihnen, geschehen war, kümmerte sie nicht; ihre Wißbegierde erstreckte sich nicht über dieses Gebirg hinaus. Sie glaubten, das Ende ihrer Insel wäre auch das Ende der Welt und konnten sich nichts denken, das der Liebe werth sei, wo sie nicht wären.

Die Liebe zu einander und zu ihren Müttern beschäftigten das ganze Sinnen und Trachten ihrer Seele. Nie hatten ihnen nutzlose Wissenschaften Thränen gekostet, nie hatten sie die Lehren einer finstern Moral mit Trübsinn erfüllt. Sie wußten nicht, daß man nicht stehlen darf, alles war ja bei ihnen gemeinschaftlich; noch daß man nicht unmäßig sein darf, einfache Speisen hatten sie ja vollauf; noch daß man nicht lügen darf, sie hatten ja keine Wahrheit zu verhehlen. Man hatte sie nie durch die Lehre geschreckt, daß Gott furchtbare Strafen über die undankbaren Kinder verhänge; bei ihnen war die Kindesliebe der Mutterliebe entsprungen. Von der Religion hatte man ihnen nur gelehrt, was sie dem Herzen theuer macht; und wenn sie auch in der Kirche keine langen Gebete hersagten, so hoben sie überall, wo sie waren, daheim, auf dem Felde, im Walde, unschuldige Hände und ein Herz zum Himmel empor, das von Liebe zu ihren Eltern überquoll.

So verfloß ihre frühe Jugend gleich einer schönen Morgenröthe, welche einen schönern Tag verkündet. Schon theilten sie mit ihren Müttern alle Geschäfte des Hauswesens. Sobald der Hahnenschrei den Anbruch eines neuen Morgens verkündigte, stand Virginie auf, schöpfte Wasser aus der nahen Quelle und kehrte zurück, das Frühstück zu bereiten. Bald darauf, wenn die Sonne die Spitzen des Berggürtels vergoldete, stellte sich Margarethe mit ihrem Sohne bei Frau de la Tour ein; sie verrichteten jetzt alle gemeinsam ein Gebet vor dem Frühmahl, das sie oft vor der Thür auf dem Grase unter der dichten Wölbung von Bananen einnahmen, welche ihnen in den nahrhaften Früchten eine völlig zubereitete Speise und zugleich in den breiten, langen und glänzenden Blättern Tischzeug lieferten. Eine gesunde, reichliche Nahrung entwickelte schnell den Körper der beiden Kleinen, und eine liebevolle Erziehung spiegelte auf ihrem Antlitz die Reinheit und das Glück ihrer Seele wieder. Virginie zählte erst zwölf Jahre; dennoch hatte ihr Körper fast seine ganze Größe erreicht; langes, blondes Haar umhüllte den Kopf; blaue Augen und Korallenlippen strahlten im lieblichsten Glanze auf dem frischen Gesichte; sie lächelten stets beide,

sobald sie sprach, aber wenn sie schwieg, so verlieh ihnen eine natürliche Richtung gegen den Himmel den Ausdruck hoher Empfindsamkeit und selbst einen Anflug von Schwermuth. Bei Paul sah man schon inmitten der Anmuth der Jugend sich den männlichen Charakter entfalten. Er war von schlankerem Wuchse als Virginie, hatte eine braunere Farbe und eine gebogenere Nase; in seinen schwarzen Augen wäre Stolz gelegen, wenn nicht die langen Wimpern, die sie umbuschten, ihnen einen hohen Grad von Sanftheit verliehen hätten. Obschon er stets in Bewegung war, so ward er ruhig, sobald seine Schwester erschien, und setzte sich zu ihr; oft genossen sie ihr Mahl, ohne daß sie ein einziges Wort mit einander sprachen. Ihr Schweigen, die Natürlichkeit ihrer Haltung, die Schönheit ihrer nackten Füße mußten den Gedanken erwecken, als sähe man eine antike Gruppe aus weißem Marmor, welche einige Kinder der Niobe darstellte. Aber nach ihren Blicken, die sich zu begegnen suchten, nach ihrem Lächeln, das ein noch süßeres Lächeln erwiederte, hätte man sie für Kinder des Himmels halten mögen, für jene seligen Geister, deren Natur Liebe ist, und ihre Gefühle nicht in Gedanken, ihre Freundschaft nicht in Worten auszudrücken brauchen.

Als indessen Frau de la Tour ihre Tochter mit so vielen Reizen heranwachsen sah, fühlte sie, wie ihre Besorgniß mit ihrer Liebe zunahm. Mehr als einmal sagte sie zu mir: „Wenn ich sterben sollte, was würde aus Virginien ohne Vermögen?“

Sie hatte in Frankreich eine Tante, eine vornehme, reiche, alte und gläubige Dame, welche ihr, wie sie Herrn de la Tour heirathete, so hartherzig jede Unterstützung versagt hatte, daß sie sich fest vornahm, sie niemals, auch in der höchsten Noth nicht, um Beistand anzusprechen. Als sie aber Mutter geworden war, scheute sie die Beschämung einer Abweisung nicht mehr. Sie meldete ihrer Tante den unerwarteten Tod ihres Gatten, die Geburt ihrer Tochter und die Verlegenheit, worin sie sich, fern von der Heimat, von Hilfe entblößt und mit der Sorge für ein Kind, befände. Sie erhielt keine Antwort von ihr.

Edlen Charakters, wie sie war, schreckte sie nicht länger zurück, sich zu erniedrigen und den Vorwürfen einer Verwandten auszusetzen, die es ihr nie hatte verzeihen können, daß sie einen Mann niedern Standes, so tugendhaft er auch sein mochte, geheirathet hatte. Sie schrieb ihr daher mit jeder Gelegenheit, um ihr Mitgefühl für Virginien zu erregen. Aber viele Jahre waren verflossen, ohne daß sie ein Zeichen der Erinnerung erhielt.

Endlich, im Jahre 1738, drei Jahre nach der Ankunft des Herrn de la Bourdonnais auf dieser Insel, erfuhr Frau de la Tour, daß der Gouverneur ihr einen Brief von ihrer Tante zu übergeben habe. Sie eilte nach Port-Louis, ohne sich diesmal um ihren ärmlichen Anzug zu kümmern; die Freude einer Mutter hob sie über jede Scheu vor dem Urtheile der Welt. Herr de la Bourdonnais gab ihr wirklich einen Brief von ihrer Tante. Diese schrieb ihrer Nichte, sie habe ihr Schicksal verdient, weil sie einen Abenteurer, einen Freigeist, geheirathet hätte; die Leidenschaften führten ihre Strafe mit sich; der frühzeitige Tod ihres Mannes wäre eine gerechte Züchtigung Gottes; sie habe wohl daran gethan, lieber nach den Inseln zu gehen, als ihre Familie in Frankreich zu entehren; immerhin wäre sie in einem guten Lande, wo Jedermann sein Glück mache, nur die Faulen nicht. Nach solchem Tadel schloß sie mit eigener Lobeserhebung. Um die oft unseligen Folgen der Ehe zu vermeiden, sagte sie, habe sie stets jeden Heirathsantrag abgelehnt. Die Wahrheit ist, sie hatte, ehrgeizig wie sie war, nur einem Mann von hohem Stande ihre Hand geben wollen; aber, obschon sie sehr reich war und man am Hofe von Allem absieht, nur nicht vom Vermögen, so hatte sich Niemand gefunden, der geneigt gewesen wäre, sich mit einer so häßlichen Person und einem so harten Herzen zu verbinden.

Als Nachschrift setzte sie hinzu, sie habe sie nach reiflicher Ueberlegung dem Herrn de la Bourdonnais angelegentlich empfohlen. Das hatte sie auch gethan, aber in einer heut zu Tage sehr gewöhnlichen Weise, wobei man den Gönner mehr zu fürchten hat als einen erklärten Feind; um nämlich in den Augen des Gouverneurs ihre

Härte gegen die Nichte zu rechtfertigen, hatte sie unter dem Schein des Bedauerns dieselbe verleumdet.

Frau de la Tour, die kein Unbefangener ohne Theilnahme und Achtung hätte sehen können, wurde von Herrn de la Bourdonnais, der gegen sie eingenommen war, mit vieler Kälte empfangen. Auf die Schilderung ihrer und ihrer Tochter Lage antwortete er nur mit harten, einsylbigen Worten: „Ich will sehen ... Wir werden sehen ... Mit der Zeit ... Es gibt viele Unglückliche! ... Warum auch den Unwillen einer achtbaren Tante erregen? ... Sie haben Unrecht."

Frau de la Tour kehrte in ihre Wohnung zurück, das Herz schmerzzerrissen und voll Bitterkeit. Hier sank sie auf einen Sessel, warf den Brief ihrer Tante auf den Tisch und sagte zu ihrer Freundin: „Das ist die Frucht von elf Jahren Geduld!" Da indeß außer Frau de la Tour Niemand im Hause lesen konnte, so nahm sie den Brief wieder in die Hand und las ihn der ganzen versammelten Familie vor. Kaum hatte sie geendet, so rief Margaretha mit Lebhaftigkeit: „Was brauchen wir Deine Verwandten? Hat uns Gott verlassen? Er allein ist unser Vater. Haben wir nicht bis auf diesen Tag glücklich gelebt? Warum Dich also betrüben? Du hast keinen Muth." Als sie aber Frau de la Tour weinen sah, warf sie sich ihr um den Hals, schloß sie in die Arme und rief: „Theure Freundin! theure Freundin!" Doch ihr eigenes Schluchzen erstickte ihre Stimme. Bei diesem Anblick zerfloß Virginie in Thränen und drückte bald die Hände ihrer Mutter, bald die Margarethens an Mund und Herz; und Paul schrie mit zornentflammten Augen, ballte die Faust, stampfte mit dem Fuße und wußte nicht, wo er den Schuldigen finden könnte. Auf diesen Lärm liefen Domingo und Marie herbei und man hörte im Hause nichts mehr als diese Schmerzenslaute: „Ach, Madame! ... Meine gute Herrin! ... Meine Mutter! ... Weinen Sie nicht." So zarte Beweise von Freundschaft zerstreuten den Kummer der Frau de la Tour. Sie schloß Paul und Virginie in die Arme und sprach freudig bewegt: „Meine Kinder, Ihr seid die Ursache meines Schmerzes, aber Ihr

macht auch all meine Freude aus. O meine theuern Kinder, das Unglück bringt mir die Ferne; das Glück ist in meiner Nähe.“ Paul und Virginie verstanden sie nicht, doch da sie sahen, daß sie ruhig war, lächelten sie und begannen, sie zu liebkosen. So waren alle wieder glücklich und es war nur ein Gewitter mitten in der schönen Jahreszeit.

Das gute Herz dieser Kinder trat von Tag zu Tage immer mehr hervor. Als eines Sonntags ihre Mütter bei Sonnenaufgang zur Frühmesse in der Kirche von Pamplemousses gegangen waren, erschien eine entflohene Negersklavin unter den Bananen, welche ihre Wohnung umgaben. Sie war abgemagert wie ein Skelett und trug statt aller Kleidung nur einen Lappen grober Leinwand um den Lenden. Sie warf sich Virginien, die eben mit der Bereitung des gemeinsamen Frühstücks beschäftigt war, zu Füßen und sprach: „Mein junges Fräulein, haben Sie Erbarmen mit einer armen, flüchtigen Sklavin! Schon seit einem Monat irre ich, halbtodt vor Hunger, von den Jägern und ihren Hunden oft verfolgt, in diesen Gebirgen umher. Ich bin meinem Herrn entflohen, einem reichen Pflanzer am Schwarzen Flusse; er hat mich behandelt, wie Sie hier sehen.“ Damit zeigte sie auf ihren Körper, den tiefe Narben, die Spuren von Peitschenhieben, durchfurchten, und fuhr fort: „Ich wollte ins Wasser springen; aber da ich wußte, daß Sie hier wohnen, so sagte ich zu mir: „Da es noch gute Weiße in diesem Lande gibt, so mußt du nicht sterben.“ Virginie antwortete tief gerührt: „Beruhige Dich, unglückliches Geschöpf. Iß, iß;“ und reichte ihr das zubereitete Frühstück. Die Sklavin hatte es in wenig Augenblicken ganz verschlungen. Als Virginie sie satt sah, sprach sie zu ihr: „Arme Unglückliche! Ich möchte hingehen und Deinen Herrn um Gnade für Dich bitten; wenn er Dich sieht, wird er Mitleid mit Dir fühlen. Soll ich Dich zu ihm führen?“ — „Engel des Himmels,“ erwiederte die Negerin, „ich folge Ihnen, wohin Sie wollen.“ Virginie rief ihren Bruder und bat ihn, sie zu begleiten. Die entlaufene Sklavin führte sie auf Waldpfaden über hohe Berge, die sie mühsam erklommen,

und über breite Flüsse, die sie durchwateten. Endlich gelangten sie gegen Mittag an den Fuß eines Hügels am Schwarzen Flusse. Hier erblickten sie ein gut gebautes Haus, beträchtliche Pflanzungen und eine große Anzahl Sklaven, die mit allerhand Arbeiten beschäftigt waren. Eine Pfeife im Munde und einen Rohrstock in der Hand wandelte ihr Herr unter ihnen hin und her. Er war ein großer, hagerer Mann mit olivenfarbigem Gesichte, tiefliegenden Augen und schwarzen, zusammengewachsenen Augenbrauen. Virginie, Paul an der Hand, näherte sich dem Pflanzer bewegten Herzens und bat ihn, aus Liebe zu Gott seiner Sklavin zu verzeihen, welche einige Schritte hinter ihr stand. Anfangs achtete der Pflanzer nur wenig auf die beiden ärmlich gekleideten Kinder; als er aber die zierliche Gestalt Virginiens, ihren blonden Lockenkopf unter dem blauen Hute bemerkte und den süßen Ton ihrer Stimme vernahm, die gleich dem ganzen Körper zitterte, wie sie ihn um Gnade bat, so nahm er die Pfeife aus dem Munde, hielt den Stock empor und schwur mit entsetzlichen Worten, daß er seiner Sklavin verzeihe, nicht um Gottes, sondern um Virginiens willen. Diese gab alsbald der Negerin ein Zeichen, zu ihrem Herrn heranzukommen; dann lief sie eilends davon und Paul ihr nach.

Sie stiegen den Bergabhang, von dem sie herabgekommen waren, wieder hinauf und setzten sich, erschöpft von Müdigkeit, Hunger und Durst, oben unter einem Baume nieder. Seit Sonnenaufgang hatten sie nüchtern über fünf Stunden zurückgelegt. „Schwester,“ sagte Paul zu Virginien, „es ist Mittag vorüber; Du hast Hunger und Durst; hier finden wir nichts zu essen; wir wollen wieder den Berg hinunter steigen und den Herrn der Sklavin um Essen bitten.“ — „O nein, Paul,“ erwiederte Virginie, „ich fürchte mich zu sehr vor ihm. Erinnere Dich, was die Mutter manchmal sagte: das Brot des Bösen wird im Munde zu Stein.“ — „Was sollen wir dann thun?“ sagte Paul, „diese Bäume tragen nur ungenießbare Früchte; es ist nicht einmal eine Tamarinde oder Citrone hier, an der Du Dich erfrischen könntest.“ — „Gott wird sich unser erbarmen,“ war Virginiens Ant-

wort, „er hört die Stimme der kleinen Vögel, die ihn um Nahrung bitten.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so vernahmen sie das Rauschen einer Quelle, die von einem nahen Felsen herabfiel. Sie eilten hin, löschten ihren Durst an dem mehr als krystallhellen Wasser und pflückten und aßen ein wenig Kresse, die am Rande wuchs. Wie sie nach allen Seiten spähten, ob eine festere Nahrung zu finden wäre, erblickte Virginie unter den Bäumen des Waldes eine junge Kohlpalme. Der Kohl, den dieser Baum an der Spitze mit Blättern umschließt, ist ein sehr gutes Essen; aber war auch der Stamm nicht dicker als ein Bein, so hatte er doch eine Höhe von mehr als sechzig Fuß. Zwar besteht das Holz dieses Baums nur aus einem Bündel Fasern; aber der Splint ist so hart, daß die beste Axt abprallt, und Paul hatte nicht einmal ein Messer. Da kam er auf den Gedanken, am Fuße der Palme Feuer anzumachen. Neue Verlegenheit: er hatte keinen Stahl und übrigens glaube ich auch nicht, daß sich auf dieser mit Felsen bedeckten Insel ein einziger Feuerstein findet. Die Noth schärft den Verstand und die nützlichsten Erfindungen gingen oft von Menschen aus, die sich in den peinlichsten Verhältnissen befanden. Paul entschloß sich, nach Art der Wilden Feuer zu machen. Mit einem spitzen Steine bohrte er ein kleines Loch in einen recht trocknen Baumast, den er mit den Füßen festhielt, dann spitzte er mit der scharfen Kante dieses Steins einen andern, gleichfalls trockenen Ast, aber von einer andern Holzart, zu; steckte dann das zugespitzte Stück in die kleine Oeffnung in dem Aste, worauf er trat, und drehte ihn zwischen den Händen rasch herum, gleich einem Quirl, womit man Schaum-Chocolade macht. Nach wenig Augenblicken sah er aus der Oeffnung Rauch und Feuer hervorkommen. Er las dürres Gras und Reißig zusammen und brachte das Feuer an den Fuß der Kohlpalme, die bald darauf mit großem Geprassel niederstürzte. Mit dem Feuer entfernte er noch die Hülle langer, holzartiger und stachlicher Blätter von dem Palmenkohl. Virginie und er aßen einen Theil dieses Kohls roh, den andern in der Asche geröstet, und fanden ihn gleich schmackhaft. Die Erinnerung

an die gute That, welche sie am Morgen geübt, würzte dies einfache Mahl, nur störte ihre Freude der Gedanke an die Unruhe, in welche ihre lange Abwesenheit vom Hause ihre Mütter versetzt haben müßte. Virginie konnte diesen Gedanken nicht los werden, Paul jedoch, der sich wieder gekräftigt fühlte, versicherte, sie würden ihre Eltern bald beruhigen.

Nach dem Essen fanden sie sich in großer Verlegenheit, denn sie hatten keinen Führer mehr, der sie hätte heim geleiten können. Paul, der über nichts die Fassung verlor, sagte zu Virginien: „Unsere Hütte liegt gegen Mittag; wir müssen, wie heute Morgen, über den Berg da unten mit den drei Spitzen. Auf, weiter!“ Es war der Berg der drei Brüste, der deshalb so genannt wird, weil seine drei Spitzen die Form von Brüsten haben*). Sie stiegen also den Berg des Schwarzen Flusses an der Nordseite hinunter und kamen nach einer Stunde an das Ufer eines breiten Flusses, der ihnen den Weg versperrte. Dieser große Theil der Insel ist mit Waldungen bedeckt und sogar heutigen Tages so wenig bekannt, daß mehrere Flüsse und Berge darin noch keine Namen haben. Der Fluß, an dessen Ufer sie sich befanden, schäumt über ein Felsenbett. Das Rauschen seiner Gewässer erschreckte Virginien; sie wagte nicht, den Fuß hineinzusetzen, um ihn zu überschreiten. Da nahm Paul Virginien auf den Rücken und schritt mit ihr über das glatte Gestein im Flusse trotz des Tobens der Gewässer. „Fürchte Dich nicht,“ sprach er zu ihr, „ich fühle mich sehr stark mit Dir. Hätte der Pflanzer am Schwarzen Flusse auf Deine Fürbitte der Sklavin keine Gnade gewährt, so hätte ich mich mit ihm geschlagen.“ — „Wie?“ rief Virginie, „mit diesem starken und bösen Menschen? Welcher Gefahr habe

---

*) Es gibt viele Berge, deren Gipfel gleich Brüsten abgerundet sind und welche deshalb in allen Sprachen diesen Namen führen. Es sind auch in Wahrheit Brüste, denn von ihnen fließen zahlreiche Gewässer und Bäche, welche Fruchtbarkeit über die Erde verbreiten. Sie sind die Quellen der Hauptflüsse, welche das Land bewässern und sie beständig mit ihren Zuflüssen speisen, indem sie unaufhörlich die Wolken um die Felsenspitze ansammeln, welche gleich einer Brust emporsteigt. Wir haben auf diese wunderbare Fürsorge der Natur in unsern früher erschienenen Naturstudien hingewiesen.

ich Dich ausgesetzt? Mein Gott, wie schwer ist es, das Gute zu thun! Nur das Böse vollbringt man leicht." Als Paul am jenseitigen Ufer war, wollte er die Schwester auch ferner tragen und hoffte so den Dreibrüsteberg zu ersteigen, den er in der Entfernung von einer halben Stunde vor sich erblickte; aber bald schwanden ihm die Kräfte und er mußte sie absetzen und neben ihr ausruhen. Da sprach Virginie zu ihm: „Bruder, der Tag neigt sich, Du hast noch Kraft, mich verläßt sie; laß mich hier und kehre allein zurück in unsere Hütte, um unsere Mütter zu beruhigen." — „Nein, nein!" sagte Paul, ich verlasse Dich nicht. Wenn uns die Nacht in diesen Waldungen überrascht, so mache ich ein Feuer an und fälle eine Palme; Du ißt den Kohl und aus den Blättern mache ich Dir ein schützendes Obdach." Als Virginie ein wenig geruht, pflückte sie lange Hirschzungenblätter, welche vom Stamme eines alten, über den Fluß geneigten Baumes herabhingen, und fertigte daraus eine Art Halbstiefeln für ihre von dem steinigen Wege blutig geritzten Füße; denn in der Hast, Gutes zu thun, hatte sie vergessen, ihre Schuhe anzuziehen. Sie fühlte bald durch die Frische der Blätter Erleichterung, brach einen Bambusstock ab und ging, mit der einen Hand auf das Rohr, mit der andern auf ihren Bruder gestützt, weiter.

So wanderten sie langsam durch den Wald; aber die Höhe der Bäume, die dichte Fülle ihres Laubwerks entzogen bald den Dreibrüsteberg, nach dem sie sich richteten, und selbst die Sonne ihren Augen, die schon im Sinken war. Nach einiger Zeit kamen sie, ohne es zu merken, von dem betretenen Pfade ab, den sie bisher verfolgt hatten und befanden sich in einem Labyrinth von Bäumen, Lianen und Felsen ohne Ausweg. Paul hieß Virginien sich niedersetzen und lief, ganz außer sich, in allen Richtungen umher, um einen Weg aus diesem dichten Gewirr zu suchen; allein er müdete sich vergebens ab. Er stieg auf einen hohen Baum, um wenigstens den Dreibrüsteberg zu erblicken, sah aber um sich nur Wipfel von Bäumen, zum Theil von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen. Unterdessen bedeckte der

Schatten des Gebirges schon die Wälder in den Tiefen; der Wind legte sich, wie immer bei Sonnenuntergang; ein tiefes Schweigen herrschte in der Wildniß und man vernahm bloß das Schreien der Hirsche, welche in diesen abgelegenen Orten ihr Lager suchten. In der Hoffnung, daß ihn ein Jäger hören könnte, schrie nun Paul mit aller Macht: „Kommt, kommt und helft Virginien!“ Aber nur das Echo des Waldes antwortete seiner Stimme und wiederholte vielfach: „Virginie! ... Virginie!“

Müde und tief bekümmert stieg jetzt Paul vom Baume. Er suchte nach Mitteln, die Nacht an diesem Orte zuzubringen, aber es fand sich weder eine Quelle, noch eine Palme, nicht einmal dürres Reißig, um Feuer anzumachen. Da lernte er aus Erfahrung die ganze Schwäche seiner Hilfsmittel kennen und begann zu weinen. „Weine nicht,“ rief Virginie, „wenn Du nicht willst, daß ich dem Kummer erliege. Ich bin die Ursache aller Deiner Bekümmernisse, so wie der, welche unsere Mütter jetzt empfinden. Man darf nichts thun, nicht einmal das Gute, ohne die Eltern zu befragen. Ach, ich bin sehr unvorsichtig gewesen!“ und Thränen stürzten aus ihren Augen. Dann sagte sie zu Paul: „Laß uns zu Gott beten, er wird sich unserer erbarmen.“ Kaum hatten sie ihr Gebet geendet, als sie das Bellen eines Hundes hörten. „Das ist,“ sagte Paul, „der Hund eines Jägers, welcher nach Hirschen auf den Anstand geht.“ Bald darauf ward das Gebell stärker. „Mir ist,“ sagte Virginie, „als wenn es Fidel, unser Haushund, wäre. Ja, ich erkenne seine Stimme; sollten wir unserer Wohnung so nahe und am Fuße unseres Berges sein?“ Wirklich war einen Augenblick darauf Fidel zu ihren Füßen, bellte, heulte, winselte und liebkoste sie. Noch konnten sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholen, als sie Domingo auf sich zueilen sahen. Bei der Ankunft dieses guten Schwarzen, der vor Freude weinte, fingen sie auch zu weinen an und vermochten kein Wort zu sprechen. Als Domingo sich wieder gefaßt hatte, sprach er zu ihnen: „O meine jungen Herren, in welcher Unruhe sind Eure Mütter! Wie erschraken sie, als sie Euch bei der Zurückkunft aus der Messe, wohin ich sie begleitet hatte, nicht wiederfanden! Marie, die auf

einem fernen Punkte der Pflanzung arbeitete, konnte uns nicht sagen, wohin Ihr gegangen waret. Ich durchstreifte wiederholt die ganze Gegend, ohne zu wissen, wo ich Euch suchen sollte. Endlich nahm ich Eure alten Kleider*), ließ sie Fidelen beriechen und gleich, als hätte mich das gute Thier verstanden, suchte er alsbald nach Eurer Spur. Er hat mich immer, mit dem Schwanze wedelnd, bis zu dem Schwarzen Flusse geführt. Da habe ich von einem Pflanzer erfahren, daß Ihr ihm eine entlaufene Negerin zurückgebracht und er Euch die Begnadigung derselben gewährt hätte. Aber welche Begnadigung! Er zeigte sie mir, an einen Holzblock mit einer Kette am Fuße geschlossen und mit einem eisernen, dreistacheligen Halsband. Von da führte mich Fidel, immer auf dem Boden spürend, auf den Berg des Schwarzen Flusses, wo er stark zu bellen anfing und stehen blieb; es war am Rande einer Quelle, neben einer umgestürzten Palme und einem Feuer, das noch rauchte. Endlich hat er mich hierher gebracht. Wir sind am Fuße des Dreibrüsteberges und haben noch vier gute Stunden nach Hause. Jetzt aber eßt und stärkt Euch." Damit reichte er ihnen Kuchen, Früchte und eine Kürbißflasche mit einem Getränk aus Wasser, Wein, Citronensaft, Zucker und Muskaten, das die Mütter zur Stärkung und Erfrischung für sie bereitet hatten. Virginie seufzte bei der Erinnerung an die arme Sklavin und der Bekümmerniß ihrer Mütter und sagte wiederholt: „Ach, wie schwer ist es, das Gute zu thun!" Während sich Paul und Virginie erfrischten, zündete Domingo Feuer an, suchte dann zwischen den Felsen ein krummes Holz, Rundholz genannt, welches noch ganz grün mit großer Flamme brennt, und machte eine Fackel daraus, die er anzündete; denn es war schon Nacht. Aber eine weit größere Verlegenheit stellte sich ihm entgegen, als es fortgehen sollte; Paul und Virginie konnten nicht gehen; ihre Füße waren geschwollen und ganz roth. Domingo war

---

*) Dieser Zug von Scharfsinn des Negers Domingo und seines Hundes Fidel hat große Aehnlichkeit mit dem des Wilden Tewenissa und seines Hundes Oniah, welche Herr von Crevecoeur in seinem menschenfreundlichen Werke „Briefe eines amerikanischen Pflanzers" erzählt.

unschlüssig, ob er weit her Hilfe holen oder hier die Nacht mit ihnen zubringen sollte. „Wo ist die Zeit hin,“ rief er, „wo ich Euch Beide zugleich auf meinen Armen trug? Aber jetzt seid Ihr groß und ich bin alt!“ Wie er rathlos dastand, erschien etwa zwanzig Schritte von ihnen ein Trupp Neger, deren Anführer zu den Kindern trat und sprach: „Ihr guten, kleinen Weißen, fürchtet Euch nicht! Wir haben Euch heute Morgen mit einer Sklavin vom Schwarzen Flusse vorüberziehen sehen; Ihr wolltet ihren bösen Herrn um Gnade für sie bitten. Aus Dankbarkeit wollen wir Euch auf unsern Schultern nach Hause tragen.“ Er gab dann ein Zeichen, vier der stärksten machten sogleich aus Zweigen und Lianen eine Tragbare, setzten Paul und Virginien darauf, hoben sie auf ihre Schultern und machten sich, Domingo mit der Fackel voran, unter Freudengeschrei und Segenswünschen des ganzen Haufens, auf den Weg. Gerührt sagte Virginie zu Paul: „O mein Freund! Nie läßt Gott eine gute That unbelohnt.“

Gegen Mitternacht kamen sie an dem Fuße ihres Berges an, auf dessen Rücken mehrere Feuer brannten. Kaum begannen sie aufzusteigen, als sie Stimmen vernahmen, die ihnen zuriefen: „Seid Ihr es, Kinder?“ Sie antworteten mit den Negern: „Ja, wir sind es,“ und bald erblickten sie ihre Mütter und Marien, die mit lodernden Bränden ihnen entgegen kamen. „Unglückliche Kinder,“ sagte Frau de la Tour, „wo kommt Ihr her? In welche Todesangst habt Ihr uns versetzt!“ — „Wir kommen vom Schwarzen Flusse,“ sagte Virginie, „wo wir für eine arme, entlaufene Sklavin, der ich heute Morgen unser ganzes Frühstück gab, weil sie verhungerte, um Gnade gebeten haben; und diese Buschneger haben uns zurückgebracht.“ Frau de la Tour umarmte ihre Tochter, ohne sprechen zu können, und Virginie, welche ihr Gesicht von den Thränen der Mutter benetzt fühlte, sagte: „Du lässest mich alles Ungemach vergessen, das ich ausgestanden.“ Margarethe schloß in freudigem Entzücken Paul in die Arme und sprach: „Auch Du, mein Sohn, hast eine gute That gethan.“ Als sie mit ihren Kindern in den Hütten angekommen waren, gaben sie den

Buschnegern tüchtig zu essen, und diese kehrten, ihnen alles Glück und Heil wünschend, in ihre Wälder zurück.

Jeder Tag war für diese Familien ein Tag des Glücks und Friedens. Weder Neid, noch Ehrgeiz quälte sie. Sie trugen kein Verlangen nach eitlem Ruhm in der Außenwelt, welchen die Intrigue verschafft und die Verleumdung entreißt. Es genügte ihnen, sich selbst Zeugen und Richter zu sein. Auf dieser Insel, wo man, wie in allen europäischen Kolonien, nur boshafte Geschichtchen wissen will, blieben ihre Tugenden und selbst ihre Namen unbekannt. Nur, wenn ein Reisender auf dem Wege nach Pamplemousses einen Bewohner der Ebene fragte: „Wer wohnt dort oben in den kleinen Hütten?“ so gab dieser, ohne jene zu kennen, die Antwort: „Gute Leute.“ So duften Veilchen unter Dorngebüsch fernhin ihren süßen Geruch, wenn man sie auch nicht sieht.

Sie hatten aus ihren Gesprächen die Neigung verbannt, das Schlimme an Andern aufzuspüren, welche unter dem Schein der Gerechtigkeit das Herz nothwendig zu Haß oder zu Falschheit führt; denn man muß ja die Menschen hassen, wenn man sie für schlecht hält, und kann mit den Bösen nur leben, wenn man den Haß unter dem falschen Schein von Wohlwollen verbirgt. So zwingt uns jene häßliche Neigung, mit Andern oder mit uns selbst zu zerfallen. Ohne über Einzelne zu Gericht zu sitzen, besprachen sie vielmehr nur die Mittel, wie sich für das Beste der Gesammtheit wirken ließe, und gebrach es ihnen dazu auch am Können, so war doch immer der Wille da, der sie mit einer stets bereiten, thätigen Menschenliebe erfüllte. Das Leben in der Einsamkeit hatte sie, statt sie zu verwildern, menschlicher gemacht. Wenn die Klätschereien der Gesellschaft ihnen keinen Stoff der Unterhaltung lieferten, so fanden sie Entzücken und Freude an Gesprächen über die Natur. Sie bewunderten in gehobener Stimmung die Macht einer Vorsehung, welche durch ihre Hände mitten unter diesen dürren Felsen Ueberfluß, Anmuth, reine, einfache und stets neue Freuden ausgegossen hatte.

Paul, der mit zwölf Jahren stärker und verständiger war als ein fünfzehnjähriger Europäer, hatte verschönert,

was der schwarze Domingo nur für den Anbau fähig machte. Er ging mit ihm in die nahen Waldungen, grub junge Citronen-, Orangen- und Tamarindenstämme, deren runde Krone so schön grün ist, und Dattelpalmen aus, deren Früchte eine zuckersüße Milch anfüllt, welche wie Orangenblüte duftet, und pflanzte sie am Rande ihrer Besitzung. Auch hatte er Samen von Bäumen gesäet, welche schon im zweiten Jahre Blüten und Früchte tragen, wie der Agathis, um welchen rund herum, wie Krystalle um einen Kronleuchter, lange Trauben von weißen Blüten hängen; der persische Lilas, der seine leinblütenfarbenen Blumenbüschel hoch emporträgt; der Papaya, dessen ästeloser, säulenartiger, mit grünen Melonenfrüchten dicht besetzter Stamm eine Krone von breiten Blättern trägt, welche wie Feigenblätter aussehen.

Außerdem hatte er Kerne und Nüsse von Catappa-, Mango-, Avagado-, Gujava-, ostindischen Brotbäumen und Jamrosen gesteckt. Die meisten dieser Bäume gewährten schon ihrem jungen Herrn Schatten und Früchte. Die fleißige Hand hatte Fruchtbarkeit selbst in die unfruchtbarsten Theile des Thals verbreitet. Verschiedene Arten von Aloe, die Fackeldistel mit ihrer Fülle gelber, rothgestreifter Blüten, die stachligen Kerzen erhoben sich auf den schwarzen Kuppen der Felsen und schienen die langen Lianen erreichen zu wollen, welche mit ihren blauen oder scharlachenen Blumen hier und da von den steilen Bergwänden herabhingen.

Diese Gewächse hatte er so geordnet, daß das Auge sie mit einem Blicke umfassen konnte. In der Mitte des Grundes hatte er die Kräuter gepflanzt, welche wenig hoch wachsen, dann die Gesträuche, darauf die mittlern Bäume, welche den Umkreis einfaßten; so daß die ganze große Besitzung, vom Mittelpunkte aus überblickt, einem Amphitheater von grünem Laube, Früchten und Blüten glich, welches Küchengewächse, Wiesen, Reis- und Getreidefelder umschloß. Aber bei der Vertheilung dieser Gewächse war er zwar seinem, aber zugleich dem Plane der Natur gefolgt. Von ihr geleitet hatte er auf hochgelegene Stellen diejenigen gesetzt, deren Samen leicht vom Wind verbreitet

wird, und an den Rand der Gewässer solche, deren Samenkörner auf dem Wasser schwimmen. So wuchs jedes Gewächs an dem ihm günstigen Orte und jeder Ort erhielt von ihm seinen natürlichen Schmuck. Die Wasser, welche von dem Gipfel dieser Berge rieseln, bildeten im Thalgrunde hier Bäche, dort breite Flächen, welche, grün umrandet, die blühenden Bäume, die Felsen und die Bläue des Himmels wiederspiegelten.

Trotz der großen Ungleichheit des Bodens waren alle diese Anlagen fast durchaus eben so zugänglich als übersichtlich. Es ist wahr, wir halfen sämmtlich mit Rath und That, um dies zu erreichen. Er hatte einen Fußweg angelegt, der um den Rand des Thales führte und von hier in mehreren Nebenpfaden zum Mittelpunkte einbog. Die ungangbarsten Stellen hatte er bewältigt und zwischen der Bequemlichkeit des Wegs und der Unebenheit des Bodens, zwischen Wald- und Obstbäumen einen glücklichen Einklang hergestellt. Die ungeheuere Masse Geröll, die jetzt diese Wege, wie fast den ganzen Boden auf dieser Insel so beschwerlich macht, hatte er da und dort in Pyramiden aufgeschichtet, die Ritzen mit Erde ausgefüllt und Rosen, Pfauenblumen und andere Gewächse hineingepflanzt, die auf Felsen gedeihen. In kurzer Zeit bedeckten sich diese düstern, kunstlosen Pyramiden mit Grün und dem Schmelz der schönsten Blumen. Die Schluchten, über deren Rand sich alte Bäume neigten, bildeten dunkle Wölbungen, in welche die Hitze nicht zu dringen vermochte und wo man während des Tages sich erfrischte. Ein Pfad führte zu einem Haine von Waldbäumen, in deren Mitte, vor Winden geschützt, ein fruchtbeladener Obstbaum stand. Dort war ein Getreidefeld, hier ein Baumgarten. Von diesem Gange aus erblickte man die Hütten, von jenem andern die unersteiglichen Gipfel des Gebirges. Unter einem dichten, mit Lianen durchflochtenen Tatamakengebüsch vermochte man am hellen Mittage keinen Gegenstand zu unterscheiden; auf der Kuppe jenes großen Felsens daneben, der aus dem Gebirge aufsteigt, überschaute man die ganze Pflanzung, so wie in der Ferne das Meer, wo von Zeit zu Zeit ein Schiff auftauchte, das von Eu-

ropa kam oder dahin zurückkehrte. Auf diesem Felsen versammelten sich am Abend die Familien und genossen schweigend die Frische der Luft, den Duft der Blumen, das Murmeln der Gewässer und die letzten Harmonien von Licht und Schatten.

Nichts war lieblicher, als die Namen, welche sie den meisten reizenden Punkten in diesem Labyrinthe gegeben hatten. Der nur erwähnte Fels, von dem man mich aus weiter Ferne kommen sah, hieß die Warte der Freundschaft. Paul und Virginie hatten bei ihren Spielen einen Bambus hingepflanzt, an dessen Spitze sie ein kleines, weißes Tuch aufzogen, um, so bald sie mich erblickten, meine Ankunft zu signalisiren, so wie man auf dem nahen Berge eine Flagge aufzieht, wenn man auf dem Meere ein Schiff erspäht. Mir kam der Gedanke bei, auf den Schaft des Rohrs eine Inschrift einzuschneiden. Welche Freude es mir auch auf meinen Reisen gemacht hat, eine Statue oder ein Denkmal aus dem Alterthum zu sehen, eine weit größere war es mir stets, eine treffende Inschrift zu lesen. Es ist mir dann, als töne eine menschliche Stimme aus dem Steine, träfe nach Jahrhunderten vernehmlich an das Ohr und rufe dem Menschen mitten in der Einöde zu, daß er nicht allein ist, daß Andere an derselben Stelle gleich ihm gefühlt, gedacht und gelitten haben. Und ist die Inschrift von einem alten, untergegangenen Volke, so führt sie unsere Seele in die Räume der Unendlichkeit und verleiht ihr das Gefühl der Unsterblichkeit, indem sie ihr zeigt, daß ein Gedanke selbst den Untergang eines Kaiserreichs überlebt hat.

Ich schrieb somit auf die kleine Flaggenstange Pauls und Virginiens folgende Verse des Horaz:

Fratres Helenae, lucida sidera,
Ventorumque regat pater,
Obstrictis aliis, praeter Japyga.

So leite dich Helena's Sternenpaar,
So sende dir Aeolus Herrschermacht
Westwinde, die sanft nach dem Hafen wehn.

In die Rinde einer Tatamake, in dessen Schatten sich

zuweilen Paul setzte, um weit hin zu schauen auf die wogende See, schnitt ich diesen Vers Virgils:

Fortunatus et ille deos qui novit agrestes!
Selig auch jener, der euch hat gekannt, o ihr ländlichen Götter!

Und über die Thür von de la Tours Hütte, worin die Familien in der Regel zusammen kamen, diesen andern:

At secura quies, et nescia fallere vita.
Ruhe verweilet darin und ein Leben, das Falschheit nicht kennet.

Aber Virginie spendete meinem Latein keinen Beifall; sie meinte, was ich auf ihre Flagge geschrieben, sei zu lang und gelehrt. „Lieber wäre ihr gewesen," fügte sie hinzu: „Stets bewegt, aber beständig." — „Dieser Spruch," erwiederte ich, „würde noch besser auf die Tugend passen." Sie erröthete über meine Bemerkung.

Diese glücklichen Familien umfaßten mit ihren empfindsamen Seelen ihre ganze Umgebung. Sie hatten den anscheinend gleichgültigsten Gegenständen die liebevollsten Namen gegeben. Eine Gruppe von Orangen, Bananen und Jamrosen rings um einen Rasenplatz, worauf Paul und Virginie zuweilen tanzten, hieß die Eintracht. Ein alter Baum, in dessen Schatten sich Frau de la Tour und Margarethe ihr Mißgeschick erzählt hatten, hieß die getrockneten Thränen. Kleine Stücken Land, worauf sie Getreide, Erdbeeren und Erbsen bauten, trugen den Namen Bretagne und Normandie. Domingo und Marie, welche sich, gleich ihrer Herrschaft, der Heimat in Afrika zu erinnern wünschten, nannten Angola und Foullepointe zwei Stellen, wo das Gras wuchs, aus dem sie Körbe flochten und wo sie einen Flaschenkürbiß gepflanzt hatten. So hielten diese Familien durch diese Gewächse ihres Landes auch in der Ferne die süße Erinnerung an die Heimat wach und beschwichtigten ihre Sehnsucht auf fremdem Boden. Ach, ich habe tausend Benennungen den Bäumen, Quellen und Felsen dieses Ortes ein neues Leben ertheilen sehen, welcher jetzt in wilder Verwirrung da liegt und gleich

einem Gefilde Griechenlands nur Ruinen und ergreifende Namen darbietet.

Aber von allem, was dieser Bergekranz umschloß, war nichts lieblicher als das Plätzchen Virginiens Ruhe. Am Fuße des Felsens mit der Warte der Freundschaft befindet sich eine Vertiefung, aus der eine Quelle rieselt, welche gleich vom Ursprung an mitten auf einer zartsprossenden Wiese einen kleinen Weiher bildet. Als Margarethe mit Paul niedergekommen war, schenkte ich ihr eine indische Cocosnuß, die ich bekommen hatte. Sie pflanzte dieselbe an den Rand dieses Weihers, damit der Baum, der daraus erwachsen würde, ihr einst zur Zeitbestimmung für die Geburt ihres Sohnes dienen möchte. Ihrem Beispiel folgte de la Tour und pflanzte, wie sie Virginiens genaß, eine zweite Cocosnuß in gleicher Absicht. Aus beiden Nüssen entstanden zwei Palmen, welche die ganzen Archive beider Familien ausmachten. Die eine hieß Pauls Palme, die andere Virginiens Palme. Gleich ihren jungen Besitzern wuchsen beide zu etwas ungleicher Höhe heran, ragten aber nach zwölf Jahren über die Hütten empor. Schon verschlangen sich ihre langen Blätter und Trauben gelblicher Blüten hingen über den Wasserspiegel herab. Mit Ausnahme dieser Cocospalmen hatte man in diesem Felsenkessel nichts angepflanzt und ihn in seinem natürlichen Schmuck gelassen. An den braunen, feuchten Wänden blinkten die grünen und schwarzen Sterne der großen Farngewächse und Büschel von Skolopender wehten, ein Spiel der Winde, hin und her, gleich langen, grünen und purpurfarbenen Bändern. Daneben wuchs in Streifen Sinngrün, dessen Blüten fast der Sommerlevkoje gleichen, und der Piment, dessen blutrothe Hülsen mehr prunken als Korallen. Weiterhin dufteten das herzblättrige Balsamkraut und Basilicum mit seinem Nelkengeruch die süßesten Wohlgerüche aus. Von der steilen Höhe hingen Lianen gleich flatternden Behängen herab und bildeten zu beiden Seiten große Laubteppiche. Angelockt von diesem stillen Versteck brachten hier die Vögel des Meeres die Nacht zu. Beim Untergang der Sonne sah man überall vom Meeresstrande her die Brachschnepfe und Meerlerche hieher fliegen,

und hoch in den Lüften die schwarze Fregatte und den weißen Tropikvogel, welche mit dem Gestirn des Tages die öden Flächen des indischen Oceans verließen. Virginie ruhte gern am Rande dieser Quelle mit ihrem zugleich prächtigen und wilden Schmuck. Oft wusch sie hier im Schatten der beiden Cocospalmen das Linnen der Familie. Auch ließ sie wol ihre Ziegen hier weiden. Während sie Käse aus der Milch bereitete, sah sie ihnen mit Vergnügen zu, wie sie auf den steilen Felsenwänden das Frauenhaar abkratzen und auf einer Zacke frei standen wie auf einem Fußgestell. Da Paul bemerkte, daß dies ein Lieblingsort Virginiens war, so trug er aus dem nahen Walde Nester allerhand Vögel hieher. Die Alten flogen ihren Jungen nach und blieben an diesem neuen Wohnort. Virginie streute ihnen von Zeit zu Zeit Körner von Reis, Mais und Hirse hin. Sobald sie erschien, kamen die Pfeifamseln, die bengalischen Finken mit ihrem lieblichen Gezwitscher, die Cardinäle mit ihrem feuerfarbenen Gefieder aus den Büschen geflogen; Papagaien, grün wie Smaragd, verließen die nahen Fächerpalmen; Rebhühner liefen im Grase herbei; alle eilten bunt durch einander hin zu ihren Füßen, wie Haushühner. Paul und Virginie ergötzten sich an ihren Spielen, ihrer Freßlust und ihren Liebkosungen.

Liebenswürdige Kinder! So in Unschuld verlebtet ihr die erste Jugend und übtet euch im Wohlthun! Wie oft schlossen euch hier eure Mütter in die Arme und priesen den Himmel für den Trost, den ihr ihrem Alter verspracht, und für die Freude, euch unter so glücklichen Aussichten ins Leben eintreten zu sehen! Wie oft habe ich im Schatten jener Felsen mit euch das ländliche Mahl getheilt, das keinem einzigen Geschöpfe das Leben gekostet hatte! Flaschenkürbisse voller Milch, frische Eier, Reiskuchen auf Bananenblättern, Körbe mit Pataten, Mangofrüchten, Orangen, Granaten, Bananen, Datteln, Ananas boten zugleich die gesündesten Speisen, die buntesten Farben und den lieblichsten Saft dar.

Die Unterhaltung war ebenso anmuthig und unschuldig wie diese Mahlzeiten. Paul sprach dabei von den Arbeiten, die er heute und morgen vorhatte. Er sann stets auf

etwas, das der ganzen Gesellschaft ersprießlich sein könnte. Hier waren die Pfade nicht bequem, dort saß man nicht gut; jene jungen Lauben boten zu wenig Schatten; Virginie würde sich dort besser befinden.

In der Regenzeit brachten sie den Tag alle zusammen, Herrschaft wie Diener, in der Hütte zu und beschäftigten sich mit der Anfertigung von Grasmatten und Körben aus Bambusrohr. An den Wänden standen in größter Ordnung Rechen, Aexte, Grabscheite, und neben diesen Ackergeräthen die mit ihnen erzeugten Producte, Säcke Reis, Getreidegarben und Kolben des Bananenbaums. Zum Ueberfluß gesellte sich stets die Sorge um den Wohlgeschmack. Virginie bereitete nach den Lehren Margarethens und ihrer Mutter Sorbet und labende Getränke aus dem Safte des Zuckerrohrs, Citronen und Cedratfrüchten.

Kam die Nacht, so aßen sie beim Schein einer Lampe; dann erzählten Frau de la Tour und Margarethe Geschichten von Reisenden, die sich in europäischen, von Räubern unsicher gemachten Waldungen verirrt hatten, oder von der Zertrümmerung eines Schiffs, welches der Sturm an die Klippen einer wüsten Insel geschleudert hatte. Bei diesen Erzählungen glühten die empfindsamen Seelen ihrer Kinder. Sie baten den Himmel um die Gnade, daß sie auch einmal Gastfreundschaft gegen ihre unglücklichen Brüder üben könnten. Dann schieden die beiden Familien, um sich zur Ruhe zu begeben, und harrten mit Ungeduld des Wiedersehens am nächsten Morgen. Zuweilen schliefen sie beim Rauschen des Regens ein, der in Strömen auf das Dach ihrer Hütten herabfiel, oder beim Brausen des Windes, der das ferne Tosen der Wogen, die sich am Strande brachen, an ihr Ohr trug. Sie dankten Gott für die eigene Sicherheit, die sie bei dem Gedanken an die ferne Gefahr um so lebendiger empfanden.

Von Zeit zu Zeit las Frau de la Tour eine rührende Geschichte aus dem Alten oder Neuen Testamente vor. Sie grübelten wenig über den Inhalt dieser heiligen Schriften; denn ihre ganze Gottesgelahrtheit bestand in Gefühlen, wie sie die Natur lehrt, und ihre ganze Sittenlehre in Handlung, wie die Sittenlehre des Evangeliums. Sie hatten

keine besondern Tage für Freude oder für Trauer. Jeder Tag war für sie ein Festtag und alles, was sie umgab, ein Tempel der Gottheit, in dem sie unablässig einen unendlichen, allmächtigen, den Menschen holden Geist verehrten. Dieses Gefühl des Vertrauens auf die höchste Macht erfüllte sie mit Trost für die Vergangenheit, mit Muth für die Gegenwart und mit Hoffnung für die Zukunft. So hatten diese Frauen, welche das Unglück wieder der Natur zugeführt hatte, in sich und in ihren Kindern die Gefühle gekräftigt, welche die Natur verleiht, damit wir nicht dem Unglück zur Beute fallen.

Erschien ein Glied der kleinen Gesellschaft traurig, wie ja wol in den ergebensten Seelen düstere Wolken aufsteigen, so traten alle Andern zu ihm heran und entrissen es mehr durch Gefühle als durch Gründe den bittern Gedanken. Jedes verwendete dazu das Mittel, das seiner Natur entsprach: Margarethe ein lebhaftes, munteres Wesen; Frau de la Tour eine milde Religiösität; Virginie zärtliche Liebkosungen; Paul Freimuth und Herzlichkeit. Selbst Marie und Domingo suchten zu helfen. Sie waren traurig, wenn sie Jemand traurig sahen, und weinten, wenn sie ihn weinen sahen. So schlingen sich schwache Pflanzen in einander, um den Orkanen zu widerstehen.

In der schönen Jahreszeit gingen sie jeden Sonntag in die Kirche von Pamplemousses zur Messe, deren Glockenthurm Sie da unten in der Ebene erblicken. In dieselbe Kirche kamen reiche Pflanzer in Tragsesseln, die sich mehrmals Mühe gaben, die Bekanntschaft dieser so engverbundenen Familien zu machen und sie zu Lustpartien einzuladen. Diese lehnten jedoch ihre Einladungen stets mit Artigkeit und Ehrerbietung ab, überzeugt, daß die Mächtigen die Schwachen nur aufsuchen, um an ihnen willfährige und gefällige Gesellschafter zu finden, und daß man dies nur sein kann, wenn man den Leidenschaften Anderer, den guten und schlimmen, schmeichelt. Andererseits vermieden sie mit nicht geringerer Sorgfalt Vertraulichkeit mit den niedrigern Bewohnern, die in der Regel neidisch, tadelsüchtig und ungebildet sind. Anfangs galten sie bei

den Einen für schüchtern, bei den Andern für stolz; aber ihr zurückhaltendes Betragen war von so verbindlichen Beweisen von Höflichkeit begleitet, namentlich gegen die Unglücklichen, daß sie allmählich die Achtung der Reichen und das Vertrauen der Armen gewannen.

Nach der Messe bat man sie oft um einen Liebesdienst. Eine bekümmerte Seele wünschte Rath oder ein Kind ersuchte sie zu seiner kranken Mutter in der Nachbarschaft zu kommen. Sie hatten stets Arzneien gegen die gewöhnlichen Krankheiten auf der Insel bei sich und verabreichten sie mit der Freundlichkeit, welche kleinen Dienstleistungen so hohen Werth verleiht. Namentlich gelang es ihnen, Gemüthsleiden zu bannen, die in der Einsamkeit und für einen schwachen Körper so unerträglich sind. Frau de la Tour sprach mit solchem Vertrauen zu der Gottheit, daß der Kranke meinte, diese sei gegenwärtig, wenn er ihre Worte vernahm. Virginie kehrte dann oft zurück, die Augen thränenfeucht, aber das Herz freudig bewegt, denn sie hatte Gelegenheit gefunden, Gutes zu thun. Sie bereitete nämlich im Voraus die erforderlichen Heilmittel und reichte sie den Kranken mit unbeschreiblicher Anmuth. Nach diesen Besuchen im Dienste der Menschenliebe dehnten sie wol ihren Weg durch das Thal des Langen Berges bis zu meiner Besitzung aus, wo ich sie am Ufer des kleinen Flusses, der dort vorüber fließt, zum Mittagsmahl erwartete. Für solche Gelegenheiten schaffte ich mir einige Flaschen alten Wein an, um die Fröhlichkeit unseres indischen Mahls durch diese süße Labung Europas zu erhöhen. Ein ander Mal trafen wir uns am Meeresstrande, an der Mündung anderer kleiner Flüsse, die hier kaum große Bäche sind. Wir brachten vom Hause die Erzeugnisse unserer Gärten mit und fügten diejenigen dazu, welche das Meer in Ueberfluß gewährte. Wir fingen am Strande Alante, Polypen, Seehähne, Heuschreckenkrebse, Garneelen, Krabben, Seeigel, Austern und Schalthiere aller Art. Die schauerlichsten Gegenden gewährten uns oft die ruhigsten Vergnügungen. Zuweilen auf einem Felsen, im Schatten eines Sammetbaums sitzend, schauten wir den Wogen des Meeres zu, die sich zu unsern

Füßen mit entsetzlichem Getöse brachen. Paul, der übrigens wie ein Fisch schwamm, wagte sich zuweilen auf die Klippen und erwartete die Wogen; kamen sie dann, so floh er vor ihrem großen, schäumenden, brausenden Wasserschwall, der ihn bis weit hinein auf den Strand verfolgte. Aber Virginie schrie bei diesem Anblick laut auf und sagte, diese Spiele wären für sie schrecklich.

Den Mahlzeiten folgten in der Regel Gesang und Tanz der jungen Leute. Virginie besang das Glück des Landlebens und das herbe Geschick der Seefahrer, welche die Habsucht hinaus auf ein wüthendes Element treibt, anstatt die Erde zu bebauen, welche in Frieden so viele Güter spendet. Auch führte sie wol mit Paul eine Pantomime nach Art der Schwarzen auf. Die Pantomime ist die erste Sprache des Menschen; alle Völker kennen sie. Sie ist so natürlich und ausdrucksvoll, daß sie die Kinder der Weißen bald lernen, wenn sie die Aufführungen derselben bei den Schwarzen gesehen haben. Virginie erinnerte sich aus der Lecture ihrer Mutter der Geschichten, welche sie am meisten ergriffen hatten und stellte die Hauptbegebenheiten mit großer Natürlichkeit dar. Bald erschien sie unter dem Schall des Tamtam, den Domingo schlug, mit einem Kruge auf dem Kopfe, auf dem Rasenplatze; sie näherte sich schüchtern einer nahen Quelle, um Wasser zu schöpfen. Domingo und Marie, die Hirten von Midiam vorstellend, wehrten ihr den Zutritt und schienen sie zurückzutreiben. Da eilte Paul zu ihrer Hilfe herbei, schlug die Schäfer, füllte Virginiens Krug und setzte ihr denselben nebst einem Kranze von roth blühendem Sinngrün auf das Haupt, welcher die Weiße ihrer Haut noch mehr hervorhob. Dann ging ich auf ihr Spiel ein, stellte Reguel vor und gab meine Tochter Zipora Paul zum Weibe.

Ein anderes Mal war sie die unglückliche Ruth, die nach langer Abwesenheit als arme Wittwe in ihr Vaterland zurückkehrt, wo sie fremd geworden war. Domingo und Marie machten die Schnitter; Virginie that, als läse sie hinter ihren Schritten hie und da Aehren auf. Paul ahmte die Gravität eines Patriarchen nach und befragte sie um ihr Geschick; sie antwortete zitternd auf seine Fragen.

Bald, von Mitleid gerührt, gewährte er der Unschuld Gastfreundschaft und dem Unglück eine Zuflucht; er füllte Virginiens Schürze mit allerlei Lebensmitteln, brachte sie vor uns, wie vor die Aeltesten des Volks, und erklärte, er wolle sie zum Weibe nehmen, trotz ihrer Armuth. Bei dieser Scene gedachte Frau de la Tour der Hilflosigkeit, worin sie die eigenen Verwandten gelassen hatten, ihres Wittwenstandes, der freundlichen Aufnahme, die sie bei Margarethen gefunden, der Hoffnung auf eine glückliche Verbindung ihrer Kinder und konnte sich der Thränen nicht erwehren; und diese Mischung von Leid und Freud, welche die Erinnerung wach rief, füllte unser aller Augen mit Thränen des Schmerzes und der Wonne.

Diese Dramen wurden mit so viel Wahrheit gegeben, daß man sich in die Gefilde Syriens oder Palästinas versetzt glaubte. An Decorationen, Beleuchtung und Orchester dazu fehlte es keineswegs. Die Bühne befand sich gewöhnlich auf einem Kreuzweg im Walde, den in seinen Verlängerungen Laubarkaden umschlossen. Hier saßen wir, geschützt gegen die Hitze, den ganzen Tag lang; sank aber die Sonne unter den Horizont, so ergossen sich ihre Strahlen, gebrochen durch die Baumstämme, in die Nacht des Waldes in langen, schimmernden Garben, welche eine höchst majestätische Wirkung hervorbrachten. Zuweilen erschien ihre ganze Scheibe am Endpunkte eines Baumgangs und erfüllte ihn mit dem Glanze ihres Lichts. Das Laub der Bäume, von unten durch die rothgelben Strahlen beleuchtet, glühte mit dem Feuer des Topases und Smaragds. Die bemoosten, braunen Stämme waren gleichsam in Säulen von antiker Bronze umgewandelt, und die Vögel, die sich schon schweigend unter das dunkele Laub zur Nacht geflüchtet hatten, grüßten, überrascht durch eine zweite Morgenröthe, mit tausendstimmigem Gesang abermals das Gestirn des Tages.

Die Nacht beschlich uns sehr oft bei diesen ländlichen Festen; aber die Reinheit der Luft und die Milde des Klimas gestatteten uns, unter einer Laubhütte mitten im Walde zu schlafen, ohne Furcht vor Dieben nah und fern. Jedes kehrte am folgenden Morgen in seine Hütte zurück

und fand sie in dem Zustande wieder, in welchem er sie verlassen hatte. Damals herrschte auf dieser Insel, die noch keinen Handel hatte, so viel Treu und Glauben und Redlichkeit, daß die Thüren vieler Häuser nicht verschlossen wurden und ein Schloß für viele Kreolen ein Gegenstand der Neugier war.

Einige Tage im Jahre waren für Paul und Virginie Tage hoher Freude; es waren die Namenstage ihrer Mütter. Virginie verfehlte dann nicht, am Vorabend Kuchen von Weizenmehl zu backen, die sie armen Familien von eingebornen Weißen zuschickte, welche nie europäisches Brod gegessen hatten und ohne alle Beihilfe von Schwarzen mitten in den Wäldern von Maniok leben mußten, ohne zur Erduldung ihrer Armuth den Stumpfsinn zu besitzen, welcher die Sklaverei begleitet, oder den Muth, welchen die Erziehung gewährt. Diese Kuchen waren die einzigen Geschenke, welche Virginie aus dem Wohlstande des Besitzthumes machen konnte; aber sie gab sie mit einer Anmuth, welche denselben einen hohen Werth verlieh. Anfangs hatte Paul es übernommen, sie diesen Familien zu überbringen, welche beim Empfang derselben versprachen, den folgenden Tag bei Frau de la Tour und Margarethen hinzubringen. Da sah man eine Mutter mit zwei oder drei ärmlichen, gelben, magern und so schüchternen Mädchen ankommen, daß sie es nicht wagten, die Augen aufzuschlagen. Aber Virginie benahm ihnen bald die Verlegenheit; sie setzte ihnen Erfrischungen vor, deren Güte sie durch irgend einen Nebenumstand erhöhte, der nach ihrer Meinung den Genuß angenehmer machen mußte. Dieses Getränk hatte Margarethe bereitet; jenes ihre Mutter; ihr Bruder hatte diese Frucht selbst hoch oben auf einem Baume gepflückt. Paul mußte sie sogar zum Tanz veranlassen und sie selbst ließ nicht ab, bis sie alle vergnügt und fröhlich sah. Die Freude ihrer Familie sollte ihnen Anlaß zu eigner Freude werden. „Das eigene Glück,“ sagte sie, „erreicht man nur, wenn man sich mit dem Glücke Anderer beschäftigt.“ Kehrten sie dann nach Hause, so nöthigte sie ihnen alles auf, was ihnen Freude gemacht zu haben schien, und wußte ihre Zustimmung zur

Annahme durch den Vorwand zu gewinnen, daß es etwas Neues und Besonderes wäre. Bemerkte sie eine allzugroße Verkümmerung in ihrem Anzuge, so wählte sie mit Genehmigung ihrer Mutter einige Kleidungsstücke von sich aus und beauftragte Paul, sie heimlich an der Thür ihrer Hütten hinzulegen. Also that sie das Gute nach dem Beispiel der Gottheit, verbarg den Wohlthäter und zeigte die Wohlthat.

Ihr Europäer, deren Geist sich von der ersten Jugend an mit so vielen Vorurtheilen erfüllt, welche dem Glück widerstreben, ihr könnt freilich nicht begreifen, daß die Natur so viel Einsicht und Freude gewähren kann. Eure Seele, eingeschränkt in einem kleinen Kreise menschlichen Wissens, sieht sich bald an der Grenze ihrer künstlichen Genüsse; die Natur dagegen und das Herz sind unerschöpflich. Paul und Virginie besaßen weder Uhr, noch Kalender, noch Schriften über Zeitkunde, Geschichte und Philosophie. Der regelmäßige Wechsel in der Natur bestimmte die Abschnitte in ihrem Leben. Sie erkannten die Stunden des Tages am Schatten der Bäume, die Jahreszeiten an der Zeit der Blüte und Früchte, und die Jahre an der Zahl ihrer Ernten. Ihr Gespräch erhielt durch Anklänge an diese Vorgänge in der Natur einen hohen Reiz. „Es ist Zeit zum Mittagsessen," rief Virginie den Ihrigen zu, „die Schatten der Bananen streifen den Fuß derselben," oder „die Nacht naht, die Tamarinden schließen ihre Blätter." — „Wann kommst Du wieder zu uns?" fragten sie einige Freundinnen aus der Nachbarschaft. — „Zur Zuckerrohrernte," antwortete Virginie. — „Dein Besuch wird uns noch süßer und angenehmer sein," erwiederten diese jungen Mädchen. Wenn man sie nach ihrem und Pauls Alter fragte, so sagte sie: „Mein Bruder ist so alt wie die große Cocospalme an der Quelle und ich wie die kleine. Die Mangobäume haben zwölf Mal Früchte getragen und die Orangen vierundzwanzig Mal geblüht, seitdem ich auf der Welt bin." Ihr Leben hing so mit dem der Bäume zusammen, wie das der Faunen und Dryaden. Sie wußten von keinen andern geschichtlichen Epochen, als von denen im Leben ihrer Mütter;

von keiner andern Zeitrechnung, als der ihrer Obstgärten, und von keiner andern Philosophie als der, Jedermann Gutes zu thun und sich in den Willen Gottes zu ergeben.

Wozu brauchten auch diese beiden jungen Leute reich zu sein und gelehrt nach unserer Weise? Ihre Bedürfnisse und ihre Unwissenheit erhöhten noch ihr Glück. Es verging kein Tag, an dem sie sich nicht einen Dienst leisteten oder Kenntnisse mittheilten; ja, Kenntnisse, und mischte sich auch zuweilen der Irrthum darunter, so hat doch der reine Mensch keine gefährlichen zu fürchten. Also wuchsen die beiden Kinder der Natur heran. Keine Sorge hatte ihre Stirn gefurcht; keinerlei Unmäßigkeit ihr Blut verdorben; keine unselige Leidenschaft ihr Herz verschlimmert: Liebe, Unschuld, Frömmigkeit entfalteten mit jedem Tage die Schönheit ihrer Seelen in unaussprechlicher Anmuth in ihren Zügen, in ihrer Haltung und Bewegung. Am Morgen des Lebens hatten sie die ganze Frische desselben: so erschienen unsere ersten Eltern im Garten Eden, als sie, eben aus der Hand Gottes hervorgehend, sich sahen, auf sich zu traten und mit einander sprachen wie Bruder und Schwester: Virginie, sanft, züchtig und zutraulich wie Eva; und Paul, dem Adam gleich, mit der Gestalt des Mannes und der Einfalt des Kindes.

Zuweilen — allein mit ihr hat er es mir tausend Mal erzählt — sagte er bei der Heimkehr von seiner Arbeit: „Wenn ich Müdigkeit empfinde, verscheucht sie Dein Anblick. Sobald ich hoch oben auf dem Berge Dich tief unten in diesem Thälchen erblicke, so kommst Du mir vor wie eine Rosenknospe mitten im Garten. Gehst Du dem Hause unserer Mutter zu, so hat das Rebhuhn, welches zu seinen Jungen läuft, keine so schöne Gestalt und keinen so leichten Schritt. Verliere ich Dich auch unter den Bäumen aus den Augen, so brauche ich Dich nicht zu sehen, um Dich wiederzufinden; es bleibt etwas von Dir, das ich nicht nennen kann, in der Luft, die Du durchschreitest, auf dem Rasen, wo Du sitzest. Wenn ich Dir nahe, erfaßt Entzücken alle meine Sinne. Das Blau des Himmels ist weniger schön als das Blau Deiner Augen, der Gesang der Bengalis weniger lieblich als der Ton Deiner Stimme.

Berühre ich Dich nur mit der Spitze des Fingers, so durchbebt Wonne meinen ganzen Körper. Denke des Tages, wo wir über die rollenden Kiesel im Flusse der Dreibrüste schritten. Als wir an sein Ufer gelangten, war ich schon sehr müde; kaum hatte ich jedoch Dich auf den Rücken genommen, so war mir's, als hätte ich Flügel wie ein Vogel. Sprich, durch welchen Zauber hast Du mich bezaubert? Durch Deinen Verstand? Aber unsere Mütter haben mehr als wir Beide. Durch Deine Liebkosungen? Aber sie umarmen mich öfter als Du. Ich glaube, es ist Deine Herzensgüte. Ich werde es nie vergessen, daß Du mit bloßen Füßen bis an den Schwarzen Fluß gegangen bist, um Gnade für eine arme, flüchtige Sklavin zu erbitten. Hier, meine Geliebte, nimm diesen blühenden Citronenzweig, den ich im Walde gepflückt; stelle ihn des Nachts neben Dein Bett. Iß diese Honigwabe, ich habe sie für Dich oben auf einem Felsen geholt. Vorher aber ruhe an meiner Brust, und ich spüre keine Müdigkeit mehr."

Virginie antwortete ihm: „O mein Bruder, die Strahlen der Morgensonne auf den Höhen dieser Felsen machen mir weniger Freude, als Deine Gegenwart! Ich liebe meine Mutter sehr, ich liebe die Deine sehr; aber wenn sie Dich „meinen Sohn" nennen, lieb' ich sie noch mehr. Die Liebkosungen, welche sie Dir erweisen, fühle ich lebhafter, als die, welche ich von ihnen empfange. Du fragst mich, warum Du mich liebst: aber Alles liebt sich, was mit einander aufwächst. Sieh unsere Vögel: in demselben Neste groß geworden, lieben sie sich, wie wir; sie sind stets beisammen, wie wir. Horch, wie sie sich rufen und antworten von Baum zu Baum. In gleicher Weise wiederhole ich, wenn das Echo die Weisen zu mir trägt, welche Du oben auf den Bergen spielst, die Worte derselben tief unten im Thale. Du bist mir theuer, besonders seit dem Tage, wo Du Dich mit dem Herrn der Sklavin für mich schlagen wolltest. Seit dieser Zeit habe ich oft zu mir gesagt: „Ach mein Bruder hat ein gutes Herz; ohne ihn wäre ich vor Schrecken gestorben." Ich bete alle Tage zu Gott für meine Mutter, für die Deine, für Dich, für

unsere armen Diener; wenn ich aber Deinen Namen ausspreche, so ist es mir, als steigere sich meine Inbrunst. Ich bitte Gott so inständig, es möge Dir kein Uebel begegnen! Warum gehst Du so weit und steigst so hoch, um mir Früchte und Blumen zu holen? Haben wir nicht genug im Garten? Wie Du ermüdet bist! Du bist ganz naß." Und mit ihrem kleinen weißen Tuche trocknete sie ihm Stirn und Wange und gab ihm mehrere Küsse.

Indessen fühlte Virginie seit einiger Zeit ein unbekanntes Uebel, das sie beunruhigte. Ihre schönen, blauen Augen färbten sich dunkler, ihre Farbe ward gelblich; eine allgemeine Mattigkeit lag auf ihrem Körper. Die Heiterkeit wohnte nicht mehr auf ihrer Stirn, das Lächeln nicht mehr auf ihren Lippen. Man sah sie plötzlich munter ohne Freude und traurig ohne Kummer. Sie mied ihre unschuldigen Spiele, ihre lieben Beschäftigungen und die Gesellschaft ihrer innig geliebten Familie. Sie wandelte da und dort umher an den einsamsten Orten der Pflanzung, suchte überall Ruhe und fand sie nirgends. Manchmal, wenn sie Paul erblickte, lief sie schäkernd auf ihn zu; dann ergriff sie in seiner Nähe plötzlich Verlegenheit, ein lebhaftes Roth färbte ihre bleichen Wangen und ihre Augen vermochten nicht in die seinen zu blicken. Paul sprach zu ihr: „Das Grün überzieht diese Felsen; unsere Vögel singen, wenn sie Dich sehen; Alles um Dich herum ist heiter; Du allein bist traurig." Und das alte Leben zu wecken, wollte er sie an seine Brust drücken; allein sie wandte den Kopf ab und floh zitternd zu der Mutter. Die Unglückliche fühlte Unruhe bei den Liebkosungen ihres Bruders. Paul konnte diese so neuen und befremdenden Launen nicht begreifen. Ein Uebel kommt selten allein.

Einer von den Sommern, welche von Zeit zu Zeit die Länder zwischen den Wendekreisen verheeren, erstreckte seine Verwüstungen hierher. Es war gegen Ende Decembers, wo die Sonne ins Zeichen des Steinbocks tritt und drei Wochen lang Isle de France mit der Glut ihrer senkrechten Strahlen erhitzt. Der Südostwind, der hier fast das ganze Jahr herrscht, wehte nicht mehr. Lange Wolken von Staub

wirbelten von den Wegen empor und blieben schwebend in der Luft. Die Erde spaltete sich aller Orten, das Gras war verbrannt, heiße Dünste quollen aus den Seiten der Berge und die meisten ihrer Bäche waren vertrocknet. Keine Wolke kam vom Meere her. Nur röthliche Dünste lagerten sich während des Tages über die Ebenen und glichen beim Untergang der Sonne den Flammen einer Feuersbrunst. Selbst die Nacht brachte der glühenden Atmosphäre keine Erfrischung. Die blutrothe Scheibe des Mondes stieg am nebelumhüllten Horizont in übermäßiger Größe herauf. Die Heerden, matt auf die Abhänge der Berge hingestreckt, den Hals zum Himmel erhoben, nach Luft lechzend, erfüllten die Thalgründe mit ihrem traurigen Stöhnen. Selbst der Kaffer, der sie hütete, legte sich auf die Erde, um da Kühlung zu finden; aber überall war der Boden glühend, und die erstickende Luft ertönte vom Geschwirr der Insecten, welche ihren Durst im Blute von Menschen und Thieren zu stillen suchten.

In einer dieser glühend heißen Nächte fühlte Virginie, daß sich alle Symptome ihres Leidens verdoppelten. Sie stand auf, setzte sich, legte sich wieder zu Bett und fand nirgends Schlaf noch Ruhe. Sie macht sich bei Mondenschein auf zu ihrer Quelle. Sie bemerkt, daß sie trotz der Dürre noch in Silberfäden aus den braunen Felsenwänden heraus rieselte. Sie taucht sich in das Becken derselben. Anfangs belebt die Frische ihr ganzes Wesen und tausend angenehme Erinnerungen ziehen an ihrem Geiste vorüber. Es steht ihr lebendig im Gedächtniß, wie sie in ihrer Kindheit ihre Mutter und Margarethe gern mit Paul an derselben Stelle badeten; wie dann Paul den Platz für sie allein bestimmte, ihn tiefer ausgrub, den Grund mit Sand bedeckte und ringsum wohlriechende Kräuter pflanzte. Sie erblickt im Wasser auf ihren bloßen Armen und auf ihrer Brust das Spiegelbild der beiden Palmen, die bei ihrer und ihres Bruders Geburt gepflanzt wurden, und über ihrem Haupte ihre grünen Zweige und jungen Früchte in einander schlangen. Sie denkt an die Freundschaft Pauls, die süßer ist als Wohlgerüche, reiner als das Wasser der Quelle, stärker als die verschlungenen

Palmen, und sie seufzt. Sie gedenkt der Nacht, der Einsamkeit, und ein verzehrendes Feuer ergreift sie. Alsbald entsteigt sie dem Bade, entsetzt über diese gefährlichen Schatten und dieses Wasser, das ihr heißer dünkte als die Sonnengluten der heißen Zone. Sie eilt zu ihrer Mutter, um bei ihr einen Schutz gegen sich selbst zu suchen. Mehr als ein Mal will sie dieser ihr Leid erzählen und drückt die Hände derselben in die ihrige; mehr als ein Mal will sie den Namen Paul aussprechen, aber ihr beklommenes Herz läßt ihrer Zunge kein Wort, und den Kopf an der Mutter Brust gelehnt, vermochte sie diesen nur mit ihren Thränen zu überfluten.

Frau de la Tour erkannte wol die Ursache von Virginiens Leiden, aber sie wagte nicht, selbst mit ihr davon zu sprechen.

„Mein Kind," sagte sie zu ihr, „wende Dich an Gott, der nach seinem Gutdünken über Gesundheit und Leben verfügt. Er prüft Dich heute, um Dich morgen zu belohnen. Bedenke, daß wir nur auf Erden sind, um die Tugend zu üben."

Indessen zog die ensetzliche Hitze Dünste aus dem Ocean, welche die Insel wie ein ungeheurer Schirm umgaben. Die Spitzen der Berge sammelten sie um sich und lange Feuerstrahlen schossen von Zeit zu Zeit aus ihren nebelumhüllten Zacken. Bald hallte Wald, Ebene, Thal wieder vom furchtbaren Dröhnen des Donners; schreckliche Regengüsse fielen Katarakten gleich vom Himmel. Schäumende Waldbäche stürzten sich an den Bergen herab; die Tiefe dieses Thalkessels ward zu einem Meere; die Höhe, worauf die Hütten standen, wurde zu einer kleinen Insel und der Eingang in dieses Thal zu einer Schleuse, durch welche sich wild durcheinander tobendes Gewässer, Land, Bäume und Felsen wälzten.

Alles betete zitternd zu Gott in Frau de la Tours Hütte, deren Dach von den Windstößen entsetzlich krachte. Obgleich die Thür und die Läden wohl verschlossen waren, sah man darin doch alle Gegenstände durch die Fugen des Gebälkes hindurch ganz deutlich, so dicht und hell folgten sich die Blitze. Der unerschrockene Paul ging mit Domingo,

trotz der Wuth des Sturmes, von einer Hütte zur andern, stützte hier eine Wand, schlug dort einen Pfahl ein, und kam nun zurück, um die Familie durch die Hoffnung zu trösten, daß das schöne Wetter sich bald wieder einstellen werde. In der That hörte der Regen gegen Abend auf, der südöstliche Passatwind wehte in seiner gewöhnlichen Richtung, die Wetterwolken wurden nach Nordwest getrieben und die untergehende Sonne erschien am Horizonte.

Der erste Wunsch Virginiens war, ihren Ruheplatz wieder zu sehen. Paul trat schüchtern auf sie zu und bot ihr den Arm zum Geleit. Sie nahm ihn lächelnd an und Beide traten aus der Hütte. Die Luft war frisch und rein. Weißer Dampf erhob sich von dem Rücken des Bergs, der da und dort von dem Schaume der Wildbäche durchfurcht war, die allenthalben versiegten. Der Garten war durch gewaltige Spalten völlig zerstört; die meisten Obstbäume standen umgekehrt, die Wurzeln zu oberst; große Sandhaufen bedeckten die Wiesenflächen und hatten Virginiens Bad verschüttet. Die beiden Cocospalmen jedoch standen aufrecht und in vollem Schmuck des Grüns; ringsum aber gab es keinen Rasen mehr, keine Laube, keine Vögel, mit Ausnahme einiger Bengali, die auf der Spitze eines nahen Felsens in kläglichen Tönen um den Verlust ihrer Jungen jammerten.

Beim Anblick dieser Verheerung sagte Virginie zu Paul: „Du hattest hieher Vögel gebracht, der Orkan hat sie getödtet; Du hattest diesen Garten bepflanzt, er ist zerstört. Alles vergeht auf Erden; nur der Himmel bleibt ewig derselbe.“ Paul antwortete ihr: „Könnte ich Dir doch etwas geben, das dem Himmel angehört; aber ich besitze nichts, selbst nicht auf Erden.“ Virginie nahm erröthend wieder das Wort: „Du besitzest das Bild des heiligen Paulus.“ Kaum hatte sie gesprochen, so eilte er in die Hütte seiner Mutter, es zu holen. Dies Bild war ein kleines Miniaturgemälde und stellte Paulus den Einsiedler dar. Margarethe erwies ihm hohe Verehrung. Sie hatte es lange Zeit als Mädchen am Halse getragen; dann, wie sie Mutter wurde, hatte sie es ihrem Kinde umgehangen. Während sie schwanger und von aller Welt

verlassen war, hatte sie das Bild dieses heiligen Einsiedlers so oft angeschaut, daß die Frucht ihres Leibes einige Aehnlichkeit mit diesem erhielt, und deshalb eben hatte sie ihm den Namen Paul und einen Heiligen zum Schutzpatron gegeben, der sein Leben, welches die Menschen schmähten und ohne Hilfe ließen, fern von der Welt zugebracht hatte. Als Virginie dieses kleine Bild aus Pauls Händen empfing, sprach sie zu ihm mit gerührter Stimme: „Mein Bruder, Niemand soll es mir nehmen, so lange ich lebe, und ich werde nie vergessen, daß Du mir das Einzige, was Du auf Erden besitzest, gegeben hast." Bei diesem freundlichen Ton, bei diesem ungehofften Wiedererwachen der Traulichkeit und Zärtlichkeit wollte sie Paul an sein Herz drücken; aber behend wie ein Vogel entschlüpfte sie ihm und ließ ihn in Verwundrung über ein so außerordentliches, ihm unbegreifliches Benehmen.

Um diese Zeit sprach Margarethe zu Frau de la Tour: „Warum verheirathen wir unsere Kinder nicht? Sie lieben sich mit heftiger Leidenschaft, die mein Sohn noch nicht als solche erkennt. Hat einmal die Natur zu ihm gesprochen, so wachen wir vergebens über sie; Alles ist zu fürchten." Frau de la Tour antwortete ihr: „Sie sind zu jung und zu arm. Welcher Kummer für uns, wenn Virginie unglückliche Kinder bekäme, zu deren Erziehung ihr vielleicht die Kraft gebräche! Dein schwarzer Domingo ist sehr altersschwach; Marie ist kränklich; ich selber, liebe Freundin, fühle es, daß ich seit fünfzehn Jahren sehr an Kraft verloren habe. Man wird in heißen Ländern schnell alt, und noch schneller, wenn Kummer dazu kommt. Paul ist unsere einzige Hoffnung. Warten wie es ab, bis das Alter seine Natur gekräftigt hat und er uns durch seine Arbeit erhalten kann. Jetzt haben wir, wie Du weißt, kaum das tägliche Brot. Wenn wir aber Paul auf kurze Zeit nach Indien lassen, so erwirbt er durch den Handel so viel, um einige Sklaven kaufen zu können. Bei seiner Rückkehr verheirathen wir ihn dann mit Virginien; denn ich weiß, Niemand kann meine Tochter so glücklich machen, wie Dein Sohn Paul. Wir wollen mit unserm Nachbar davon sprechen."

In der That befragten mich auch die Frauen, und ich war ihrer Ansicht. „Die indischen Meere sind ruhig," sagte ich zu ihnen. „Wählt man zur Fahrt nach Indien eine günstige Jahreszeit, so genügen höchstens sechs Wochen zur Hinreise und ebenso viel zur Herreise. Wir bringen in unserm Bezirke einige Ballen Ausschußwaaren für Paul zusammen, denn ich habe Nachbarn, die ihn sehr lieben. Gäben wir ihm auch bloß rohe Baumwolle, die wir aus Mangel an Reinigungsmaschinen zu nichts brauchen, Ebenholz, das hier so gemein ist, daß es zu Brennholz dient, und einige Harze mit, die in unsern Wäldern zu Grunde gehen; alles dies läßt sich in Indien ziemlich gut verkaufen und bringt uns hier gar keinen Nutzen."

Ich unternahm es, den Herrn von Bourdonnais um die Erlaubniß zur Einschiffung für diese Reise zu bitten und vor Allem wünschte ich Paul davon in Kenntniß zu setzen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als mir dieser junge Mann mit einem gesunden Verstand, der weit über sein Alter ging, zur Antwort gab: „Warum soll ich die Meinigen verlassen, um wer weiß welchem Glücksplan nachzujagen? Gibt es einen einträglicheren Handel auf der Welt, als den Landbau, der zuweilen fünfzig und hundert Procent abwirft? Wenn wir Handel treiben wollen, können wir denn nicht unsern Ueberfluß hier in die Stadt tragen, ohne daß ich nach Indien gehe? Unsere Mütter sagen mir, Domingo sei alt und kraftlos; aber ich bin jung und werde alle Tage stärker. Nun soll einmal während meiner Abwesenheit Jemandem ein Unglück zustoßen, zumal Virginien, die schon leidend ist. Nein, nein! Ich kann mich nicht dazu entschließen, sie allein zu lassen."

Die Antwort versetzte mich in große Verlegenheit, denn Frau de la Tour hatte mir Virginiens Zustand nicht verheimlicht, so wenig wie den Wunsch, beide jungen Leute auf einige Jahre, bis sie älter würden, von einander fern zu halten. Das waren Gründe, die ich Paul nicht einmal vermuthen lassen durfte.

Unterdessen war ein Schiff aus Frankreich gekommen mit einem Briefe an Frau de la Tour von ihrer Tante.

Die Furcht vor dem Tode, ohne welche harte Herzen stets gefühllos blieben, hatte sie geschüttelt. Sie hatte eben eine schwere Krankheit überstanden, die in eine, bei ihrem Alter unheilbare Entkräftung übergegangen war. Sie schrieb ihrer Nichte, sie möchte nach Frankreich zurückkehren oder, wenn ihre Gesundheit es nicht gestattete, daß sie eine so lange Reise unternähme, so möchte sie Virginien schicken, der sie eine gute Erziehung, eine Partie am Hofe und die Schenkung ihres ganzen Vermögens versprach. Die Wiederkehr ihrer Gewogenheit, fügte sie hinzu, hänge von der Erfüllung ihrer Weisungen ab.

Kaum war dieser Brief gelesen, so setzte er die ganze Familie in Bestürzung. Domingo und Marie fingen an zu weinen. Paul, unbeweglich vor Erstaunen, schien nahe daran, zornig zu werden. Virginie, starr auf ihre Mutter blickend, wagte kein Wort zu sagen. „Könntest Du uns jetzt verlassen?“ sagte Margarethe zu Frau de la Tour. — „Nein, meine Freundin; nein, meine Kinder,“ erwiederte diese, „ich werde Euch gewiß nicht verlassen. Ich habe mit Euch gelebt und mit Euch will ich sterben. Ich habe das Glück erst in Eurer Freundschaft gefunden. Wenn meine Gesundheit angegriffen ist, so ist alter Kummer daran Schuld. Die Härte meiner Verwandten und der Verlust meines theuren Gatten haben mich im Herzen verwundet. Aber seitdem habe ich unter diesen armen Hütten bei Euch mehr Trost und Glück genossen, als mich der Reichthum meiner Familie hätte je in meinem Vaterlande hoffen lassen.“

Bei diesen Worten flossen Freudenthränen aus Aller Augen. Paul schloß Frau de la Tour in die Arme und sagte: „Ich werde Sie auch nicht verlassen. Ich gehe nicht nach Indien. Wir arbeiten alle für Sie, theure Mama; bei uns soll es Ihnen an nichts fehlen.“ Wer aber unter Allen am wenigsten Freude an den Tag legte und sie doch am tiefsten fühlte, war Virginie. Sie schien den übrigen Tag hindurch heiter und fröhlich und die Wiederkehr ihrer Ruhe setzte der allgemeinen Freude die Krone auf.

Am folgenden Tag, bei Sonnenaufgang, als sie sich eben versammelt hatten, um, wie gewöhnlich, gemeinsam

ihr Morgengebet vor dem Frühstück zu verrichten, brachte Domingo die Kunde, es käme ein Herr mit zwei Sklaven auf die Pflanzung zugeritten. Es war Herr de la Bourdonnais. Er trat in die Hütte, wo die ganze Familie bei Tische war. Virginie hatte nach der Sitte des Landes Kaffee und gekochten Reis aufgetragen. Dazu hatte sie heiße Bataten und frische Bananen gefügt. Statt Silbergeschirrs waren nur die Hälften von Flaschenkürbissen zu sehen und statt Tischzeug Bananenblätter. Der Gouverneur bezeigte anfangs einiges Erstaunen über die Dürftigkeit dieser Wohnung. Dann wandte er sich an Frau de la Tour und sagte, die öffentlichen Geschäfte hinderten ihn, an die Angelegenheiten von Privatpersonen zu denken; sie habe aber Ansprüche an ihn. „Sie haben," setzte er hinzu, „eine hochgestellte und sehr reiche Tante in Paris, welche Ihnen ihr Vermögen zugedacht hat und Sie bei sich erwartet." Frau de la Tour erwiederte, ihre angegriffene Gesundheit gestatte ihr nicht, eine so lange Reise zu unternehmen. „Wenigstens können Sie," fuhr Herr de la Bourdonnais fort, „schwerlich ohne Ungerechtigkeit Ihrem so jungen und liebenswürdigen Fräulein Tochter eine so große Erbschaft entziehen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß Ihre Tante sich an die Regierung gewandt hat, um Sie zu sich kommen zu lassen. Die Behörden haben mir geschrieben, ich möchte nöthigen Falls von meiner Macht Gebrauch machen; da ich diese jedoch nur ausübe, um die Bewohner dieser Kolonie glücklich zu machen, so erwarte ich von Ihrem freien Entschlusse allein das Opfer einiger Jahre, von welchem die Versorgung Ihrer Tochter und das Glück Ihres ganzen Lebens abhängt. Warum kommt man denn auf die Inseln? Nicht wahr, um da sein Glück zu machen? Ist es nicht weit angenehmer, heimzukehren und es in seinem Vaterlande zu finden?"

Indem er dies sagte, setzte er einen großen Sack voll Piaster, den einer seiner Sklaven trug, auf den Tisch. „Dies," fügte er hinzu, „hat Ihre Tante für die Vorbereitungen zur Reise Ihrer Fräulein Tochter bestimmt." Hierauf machte er Frau de la Tour freundliche Vorwürfe,

daß sie in Nothfällen sich nicht an ihn gewendet habe, lobte jedoch ihren hohen Sinn. Da ergriff Paul das Wort und sprach zum Gouverneur: „Mein Herr, meine Mutter hat sich an Sie gewendet und Sie haben sie übel empfangen.“ — „Haben Sie noch ein Kind, gnädige Frau?“ fragte de la Bourdonnais. — „Nein, mein Herr,“ antwortete diese; „dies ist der Sohn meiner Freundin; aber er und Virginie gehören uns gemeinschaftlich an und sind uns gleich lieb.“ — „Junger Mann,“ sagte der Gouverneur zu Paul, „wenn Du Weltkenntniß erlangt hast, wirst Du einsehen, wie schlimm Personen in höhern Stellungen daran sind. Du wirst einsehen, wie leicht es ist, ihr Urtheil zu hintergehen, wie leicht sie dem verschlagenen Laster gewähren, was dem Verdienst gehört, das sich verbirgt.“

Herr de la Bourdonnais setzte sich auf Frau de la Tours Einladung neben sie an den Tisch. Er nahm zum Frühstück, wie die Kreolen, Kaffee mit gekochtem Reis. Die Ordnung und Reinlichkeit in der kleinen Hütte, die Eintracht der beiden liebenswürdigen Familien und der Diensteifer der bejahrten Diener entzückte ihn. „Ich sehe hier,“ sagte er, „nur hölzernes Hausgeräth, aber heitere Gesichter und Herzen von Gold.“ Paul, außer sich über die Herablassung des Gouverneurs, sagte zu ihm: „Ich wünschte, Ihr Freund zu sein, denn Sie sind ein Ehrenmann.“ Herr de la Bourdonnais nahm dieses Zeichen insularischer Herzlichkeit mit Vergnügen auf. Er umarmte Paul, drückte ihm die Hand und versicherte ihm, er könne auf seine Freundschaft rechnen.

Nach dem Frühstück nahm er Frau de la Tour bei Seite und sagte ihr, es böte sich nächstens eine Gelegenheit dar, ihre Tochter auf einem segelfertigen Schiffe nach Frankreich zu schicken; er würde sie einer Verwandten von sich, die darauf heim führe, empfehlen; man müßte sich wohl hüten, ein unermeßliches Vermögen dem Glücke einiger Jahre zu Liebe Preis zu geben. „Ihre Tante,“ setzte er beim Weggehen hinzu, „kann sich keine zwei Jahre mehr hinschleppen; ihre Freunde haben mir es geschrieben. Ueberlegen Sie dies wohl. Das Glück kommt nicht alle Tage. Fragen Sie um Rath. Alle verständigen Leute werden meiner

Ansicht sein." Sie antwortete ihm, da sie kein anderes Glück auf der Welt mehr wünsche, als das ihrer Tochter, so stelle sie die Abreise derselben ganz ihrem Belieben anheim.

Frau de la Tour kam die Gelegenheit nicht unerwünscht, Virginie und Paul eine Zeit lang zu trennen und zugleich ihr gegenseitiges Glück für die Zukunft zu gründen. Sie nahm daher ihre Tochter bei Seite und sagte zu ihr: „Mein Kind, unsere Diener sind alt; Paul ist sehr jung, Margarethe kommt ins Alter; ich bin schon kraftlos. Gesetzt, ich stürbe, was würde aus Dir, ohne Vermögen, mitten in dieser Einöde werden? Du bliebest allein, hättest Niemand, der Dir viel helfen könnte und müßtest, um leben zu können, ohne Unterlaß auf dem Felde arbeiten, gleich einer Tagelöhnerin. Dieser Gedanke erfüllt mich mit dem tiefsten Schmerz." Hierauf antwortete Virginie: „Gott hat uns zur Arbeit verurtheilt; Du selbst hast mich arbeiten und ihn preisen lehren jeden Tag. Bis hieher hat er uns nicht verlassen; er wird uns auch ferner nicht verlassen. Seine Vorsehung wacht besonders über den Unglücklichen. Du hast mir das so viel Mal gesagt, theure Mutter! Ich kann mich nicht entschließen, Dich zu verlassen." Gerührt entgegnete Frau de la Tour: „Ich habe keine andere Absicht, als Dich glücklich zu machen und eines Tags mit Paul zu verheirathen, der Dein Bruder nicht ist. Bedenke jetzt, daß sein Glück von Dir abhängt."

Ein junges Mädchen, welches liebt, glaubt, ihre Liebe sei für alle Welt ein Geheimniß. Den Schleier, der ihr Herz bedeckt, zieht sie über ihre Augen; wird dieser aber von einer befreundeten Hand gelüftet, so brechen die geheimen Schmerzen ihrer Liebe hervor wie durch gefallene Schranken und die süßen Ergüsse des Vertrauens folgen der Zurückhaltung und der Heimlichkeit, womit sie sich umgab. Gerührt von diesem neuen Beweis der Güte ihrer Mutter, theilte ihr Virginie mit, welche Kämpfe sie bestanden und wie nur Gott allein davon Zeuge gewesen sei; daß sie das Walten der Vorsehung über sich in seinem Walten über eine liebende Mutter erblicke, die ihre Neigung

billige und sie durch ihren Rath leiten würde; daß jetzt, wo sie dieser Unterstützung sicher wäre, sie Alles verpflichte, bei ihr zu bleiben, ohne Unruhe über die Gegenwart und ohne Furcht vor der Zukunft.

Da Frau de la Tour sah, daß ihre Worte des Vertrauens eine ganz andere Wirkung hervorbrachten, als sie erwartet hatte, sprach sie zu ihr: „Mein Kind, ich will Dich keineswegs zwingen; nimm Dir Zeit zur Ueberlegung, nur verbirg Deine Liebe vor Paul. Ist das Herz eines Mädchens einmal verschenkt, so hat ihr Geliebter nichts mehr von ihr zu verlangen."

Gegen Abend, als sie mit Virginien allein war, trat ein großer Mann in blauem Priesterrock herein. Es war ein missionirender Geistlicher der Insel und Beichtvater von Frau de la Tour und Virginien. Er kam im Auftrag des Gouverneurs. „Meine Kinder," sprach er beim Eintreten, „Ihr seid, gelobt sei Gott! reich. Ihr könnt auf Euer gutes Herz hören und den Armen Gutes thun. Ich weiß, was Euch Herr de la Bourdonnais gesagt hat und was Ihr ihm versprochen habt. Gute Mutter, Ihr Gesundheitszustand hält Sie hier zurück; aber Sie, junges Fräulein, haben keine Entschuldigung. Man muß dem Willen Gottes folgen, unsern alten Verwandten, selbst ungerechten, gehorchen. Es ist ein Opfer, aber es ist das Gebot Gottes. Er hat sich für uns hingegeben; wir müssen uns nach seinem Beispiele für das Beste der Seinigen hingeben. Ihre Reise nach Frankreich wird ein glückliches Ende haben. Wollen Sie nicht hinreisen, mein liebes Fräulein?"

Virginie schlug die Augen nieder und sagte zitternd: „Wenn es Gottes Geheiß ist, so widersetze ich mich nicht. Gottes Wille geschehe!" setzte sie unter Thränen hinzu.

Der Missionär ging fort und berichtete dem Gouverneur über den Erfolg seines Auftrags. Unterdessen ließ mich Frau de la Tour durch Domingo bitten, zu ihr zu kommen, um meinen Rath über Virginiens Abreise zu hören. Ich war durchaus nicht der Ansicht, daß man sie reisen lassen sollte. Ich halte an dem Grundsatze, als sichern Bürgen des Glücks, fest, daß wir die Gaben der Natur den Glücksgütern vorziehen müssen und nie außer

uns suchen dürfen, was wir nicht in uns finden können. Dieser Grundsatz gilt bei mir für Alles ohne Ausnahme. Aber was vermochte mein Rath der ruhigen Erwägung gegen das Blendwerk eines großen Vermögens und meine aus der Natur geschöpften Gründe gegen die Vorurtheile der Welt und eine für Frau de la Tour geheiligte Autorität? Sie fragte mich daher blos der Schicklichkeit halber um Rath und überlegte nicht mehr seit der Entscheidung ihres Beichtvaters. Sogar Margarethe, welche sich trotz der Vortheile, die sie für ihren Sohn durch Virginiens Reichthum erwartete, ihrer Abreise nachdrücklich widersetzt hatte, machte jetzt keine Einwürfe mehr. Paul, der von dem Entschlusse, dem man zutrieb, durchaus nichts wußte, verwunderte sich über die geheimen Gespräche zwischen Frau de la Tour und ihrer Tochter und überließ sich einer düstern Schwermuth. „Es ist etwas gegen mich im Werke," sagte er, „weil man gegen mich geheim thut."

Unterdessen hatte sich das Gerücht auf der Insel verbreitet, daß das Glück diese Felsen aufgesucht habe und man sah Handelsleute aller Art zu ihnen hinaufklimmen. Sie entfalteten in diesen armen Hütten die reichsten Stoffe Indiens; prächtigen Basin von Goudelour, Tücher von Paliacate und Mazulipatan, Musseline von Daca, glatte, gestreifte, gestickte und lichte, wie der Tag; Bastas von Surate mit dem so schönen Blau, Zitze aller und der kostbarsten Farben, mit dunkelm Grund und grünem Astwerk. Sie entrollten prächtige chinesische Seidenstoffe, durchbrochene Lampas, Damaste von weißem Atlasglanz, andere wiesengrün, andere blendend roth, rosenfarbenen Taffet, schwere Atlasse, kernige und weiche Pekings, blaue und gelbe Nankings und sogar Schürzenzeug aus Madagascar.

Frau de la Tour wünschte, daß ihre Tochter Alles kaufte, was ihr Vergnügen machte; sie achtete nur auf den Preis und die Güte der Waaren, damit sie die Handelsleute nicht betrögen. Virginie wählte, wovon sie glaubte, es dürfte ihrer Mutter, Margarethen und ihrem Sohne gefallen. „Dies," sagte sie, „wäre gut für Meubles, jenes zum Gebrauch für Domingo und Marie." So war der

Sack mit den Piastern verthan und sie hatte noch nicht an ihre Bedürfnisse gedacht. Man mußte ihr einen Theil von den Geschenken zuweisen, die sie unter die Andern vertheilt hatte.

Paul, durchdrungen vom Schmerz beim Anblick dieser Gaben des Glücks, welche ihm Virginiens Abreise verkündeten, kam einige Tage darauf zu mir und sagte mit trauriger Miene: „Meine Schwester geht fort, sie trifft schon die Anstalten zu ihrer Reise. Kommen Sie doch zu uns. Bieten Sie bei ihrer und meiner Mutter Ihren Einfluß auf, um sie zurückzuhalten." Ich gab den dringenden Bitten Pauls nach, obschon ich überzeugt war, daß meine Vorstellungen nichts helfen würden.

War mir Virginie in blauer, bengalischer Leinwand und rothem Tuche um den Kopf reizend erschienen, so war es jetzt etwas ganz Anderes, als ich sie im Schmuck der Damen des Landes erblickte. Sie war in weißem Musselin über rosafarbenem Taffet gekleidet. Ihre leicht geschwungene, schlanke Taille zeichnete sich vortrefflich unter dem Mieder und ihr blondes, in doppelte Flechten geschlungenes Haar war ein herrlicher Schmuck für ihr jungfräuliches Haupt. In ihren schönen, blauen Augen lag Schwermuth und das von einer niedergekämpften Leidenschaft bewegte Herz verlieh ihrem Gesicht eine lebhaftere Farbe und ihrer Stimme einen ungemein rührenden Klang. Selbst der Contrast ihres eleganten Anzugs, den sie wider Willen zu tragen schien, machte ihr schmachtendes Wesen noch ergreifender. Niemand konnte sie sehen oder hören, ohne Bewegung zu fühlen. Pauls Traurigkeit nahm dadurch zu. Margarethen schmerzte der Zustand ihres Sohnes; sie nahm ihn bei Seite und sprach zu ihm: „Warum nährst Du Dich mit trügerischen Hoffnungen, mein Sohn, welche den Verlust noch herber machen? Es ist Zeit, daß ich Dir das Geheimniß Deines und meines Lebens entdecke. Fräulein de la Tour ist durch ihre Mutter die Verwandte einer reichen und vornehmen Dame; Du bist bloß der Sohn einer armen Bauersfrau und was schlimmer ist, Du bist ein Bastard."

Dies Wort Bastard war für Paul höchst befremdlich.

Er hatte es nie aussprechen hören und bat seine Mutter um eine Erklärung seiner Bedeutung. Diese antwortete: „Du hast keinen gesetzmäßigen Vater gehabt. Als ich Mädchen war, verleitete mich die Liebe zu einer Schwachheit, deren Frucht Du bist. Mein Fehltritt hat Dich Deiner väterlichen Familie beraubt und meine Reue Deiner mütterlichen. Unglücklicher, Du hast auf der Welt keine andern Verwandten als mich allein.“ Und sie brach in einen Strom von Thränen aus. Paul schloß sie in seine Arme und sprach: „O meine Mutter! Da ich auf der Welt keine andern Verwandten habe als Dich, so werde ich Dich um so mehr lieben. Aber was für ein Geheimniß hast Du mir enthüllt! Ich sehe jetzt den Grund, welcher Fräulein de la Tour seit zwei Monaten fern von mir hält und sie heute bestimmt, abzureisen. Ach, es ist kein Zweifel, sie verachtet mich!“

Unterdessen war die Stunde des Abendessens gekommen; man setzte sich zu Tische; allein von verschiedenen Leidenschaften bewegt aß man wenig und sprach gar nicht. Virginie stand zuerst auf und setzte sich an den Ort, wo wir uns jetzt befinden. Paul ging ihr kurze Zeit darauf nach und setzte sich neben sie. Beide beobachteten eine Zeit lang tiefes Stillschweigen. Es war eine jener wonnigen Nächte, die zwischen den Wendekreisen so gewöhnlich sind und deren Schönheit der geschickteste Pinsel nicht wiedergeben könnte. Der Mond erschien mitten am Firmament, umringt von einem Wolkenschleier, den seine Strahlen allmählich zerrissen. Sein Licht verbreitete sich nach und nach über die Gebirge der Insel und auf die höchsten Spitzen, welche in Silberglanze schimmerten. Die Winde hielten ihren Odem an. In den Wäldern, in den Tiefen der Thäler, auf den Höhen der Felsen vernahm man leise Töne und Rufe der Vögel, die sich in der Helle der Nacht und Stille der Luft liebkosten. Alles, selbst die Insekten, regte sich im Gras. Die Sterne funkelten am Himmel und spiegelten sich auf der Meeresfläche wieder, welche ihr zitterndes Bild zurückwarf. Virginie ließ ihre zerstreuten Blicke über den unermeßlichen dunkeln Horizont schweifen, den die rothen Feuer der Fischer vom Strande der Insel

abhoben. Sie gewahrten am Eingange des Hafens ein Licht und einen Schatten: es war die Leuchte und der Rumpf des Schiffes, auf dem sie sich nach Europa einschiffen sollte und welches segelfertig vor Anker auf das Ende der Windstille wartete. Bei diesem Anblick ward sie unruhig und wandte den Kopf weg, damit Paul ihre Thränen nicht sähe.

Frau de la Tour, Margarethe und ich saßen einige Schritte davon unter Bananen und wir hörten in der Stille der Nacht deutlich ihr Gespräch, das ich nicht vergessen habe.

Paul sagte zu ihr: „Fräulein, Sie reisen, wie es heißt, in drei Tagen ab. Sie fürchten sich nicht, der See auszusetzen, ... der See, die Sie so in Schrecken versetzt?“ — „Ich muß meiner Verwandten, meiner Pflicht gehorchen,“ antwortete Virginie. — „Sie verlassen mich,“ entgegnete Paul, „wegen einer entfernten Verwandten, die Sie nie gesehen haben!“ — „Ach!“ sagte Virginie, „ich möchte gern mein ganzes Leben hier bleiben; meine Mutter hat es nicht gewollt. Mein Beichtvater hat mir gesagt, es wäre Gottes Wille, daß ich abreiste; das Leben wäre eine Prüfung ... Ach! es ist eine sehr harte Prüfung!“ — „Wie?“ entgegnete Paul, „so viele Gründe haben Sie bestimmt und keiner hat Sie zurückgehalten! Ach! es gibt noch welche, die Sie mir nicht sagen. Der Reichthum hat großen Reiz. Sie werden bald in einer neuen Welt Einen finden, dem Sie den Namen Bruder geben, einen Namen, den Sie mir nicht mehr geben. Sie werden ihn wählen, diesen Bruder, unter Denen, die Ihnen durch Geburt und Vermögen würdig sind, was ich Ihnen nicht zu bieten vermag. Aber wohin wollen Sie, um glücklicher zu sein? In welchem Lande können Sie landen, das Ihnen theurer sei, als das, wo Sie geboren wurden? Wo wollen Sie liebenswürdigere Menschen finden, als die, welche Sie lieben? Wie wollen Sie leben ohne die Liebkosungen Ihrer Mutter, an welche Sie gewöhnt sind? Was soll aus dieser selbst werden bei ihrem hohen Alter, wenn sie Sie nicht mehr an ihrer Seite sieht, nicht mehr an dem Tische, im Hause, auf dem Spaziergange, wo sie sich auf Sie stützte?

Was soll aus meiner Mutter werden, die Sie ebenso sehr liebt, wie die Ihre? Was soll ich Beiden sagen, wenn ich sie über Ihre Abwesenheit weinen sehe? Grausame! Ich spreche Ihnen nicht von mir; aber was soll aus mir selbst werden, wenn ich des Morgens Sie nicht mehr bei uns sehe, und die Nacht kommt, ohne uns zu vereinen; wenn ich diese beiden Palmen erblicke, die bei unserer Geburt gepflanzt wurden, die so lange Zeit Zeugen unserer gegenseitigen Freundschaft waren? Ach! da Dich ein neues Schicksal reizt, Du andere Länder als Dein Heimatsland aufsuchen willst, andere Güter, als welche meine Arbeit erzeugen kann, so laß mich Dich auf dem Schiffe begleiten, das Dich davonträgt. Ich werde Dir Muth einsprechen bei den Stürmen, die Dir am Lande so entsetzlich sind. Ich werde Dein Haupt an meiner Brust ruhen lassen, Dein Herz an dem meinen erwärmen und in Frankreich, wo Du Reichthum und Größe suchst, will ich Dir als Sklave dienen. Glücklich, Dich nur glücklich zu sehen, werde ich in den Palästen, wo ich Dir huldigen, Dich anbeten sehe, reich und hochherzig genug sein, Dir das größte der Opfer zu bringen und zu Deinen Füßen sterben."

Schluchzen erstickte seine Stimme und wir vernahmen alsbald Virginien, die, von Seufzern unterbrochen, folgende Worte sprach: „Deinetwegen reise ich ... Deinetwegen, den ich tagtäglich der schweren Arbeit erliegen sehe, zwei hilflose Familien zu ernähren. Habe ich die Gelegenheit nicht abgewiesen, reich zu werden, so geschieht es blos, um Dir tausend Mal das Gute zu lohnen, das Du uns erwiesen hast. Gibt es ein Glück, das Deiner Freundschaft gleich käme? Was sprichst Du da von Deiner Geburt? Ach! wäre es mir vergönnt, noch ein Mal einen Bruder zu wählen, würde ich einen andern wählen als Dich? O Paul! o Paul! Du bist mir weit lieber als ein Bruder! Wie schwer ist es mir geworden, Dich fern von mir zu halten! Ich wollte, Du möchtest mir helfen, mich von mir selbst zu trennen, bis der Himmel unsere Verbindung segnen könnte. Jetzt bleibe ich, reise ich, lebe ich, sterbe ich .... mache mit mir, was Du willst. Ich

Mädchen ohne Tugendkraft! Deinen Liebkosungen konnte ich widerstehen, Deinen Schmerz vermag ich nicht zu ertragen."

Bei diesen Worten faßte sie Paul in seine Arme, hielt sie fest umschlungen und rief mit furchtbarer Stimme: „Ich gehe mit ihr, nichts kann mich von ihr trennen!" Wir liefen sämmtlich hin und Frau de la Tour sprach zu ihm: „Mein Sohn, wenn Du uns verläßt, was soll aus uns werden?"

Zitternd wiederholte er die Worte: „Mein Sohn ... mein Sohn ... Sie, meine Mutter! Sie, die den Bruder von der Schwester trennen! Wir haben Beide Ihre Milch getrunken; wir sind Beide auf Ihren Knieen groß geworden und haben von Ihnen gelernt, uns zu lieben; wir haben es uns Beide tausend Mal gesagt, und jetzt entfernen Sie sie von mir! Sie schicken sie nach Europa, in dieses barbarische Land, das Ihnen eine Zuflucht verweigert hat, und zu grausamen Verwandten, die Sie selbst zur Zeit der Noth verlassen haben! Sie werden mir sagen: Du hast keine Ansprüche mehr auf sie; sie ist Deine Schwester nicht ... Sie ist Alles für mich, mein Reichthum, meine Familie, meine Geburt, all mein Hab und Gut. Ich kenne kein anderes mehr. Wir haben nur Ein Dach gehabt, nur Eine Wiege; wir werden nur Ein Grab haben. Reist sie fort, so muß ich ihr folgen. Der Gouverneur wird mich daran hindern. Kann er hindern, daß ich mich ins Meer stürze? Ich schwimme ihr nach. Das Meer kann mir nicht feindlicher sein als die Erde. Da ich nicht hier bei ihr leben kann, so will ich wenigstens unter ihren Augen sterben, fern von Ihnen. Grausame Mutter! Weib ohne Erbarmen! Möge der Ocean, dem Du sie jetzt Preis gibst, sie Dir nie wieder zurückgeben! Mögen seine Fluten Dir meinen Leichnam zuführen, ihn mit dem ihrigen hin zu den Kieseln des Gestades rollen und Dir durch den Verlust Deiner beiden Kinder ewigen Anlaß zum Schmerz geben!"

Bei diesen Worten schloß ich ihn in meine Arme, denn die Verzweiflung raubte ihm die Vernunft. Seine Augen funkelten, der Schweiß rann ihm in großen Tropfen von dem glühenden Gesicht herab, seine Knie zitterten und ich

fühlte sein Herz in der stürmenden Brust mit verdoppelter Hast schlagen.

Virginie sprach erschrocken zu ihm: „O mein Freund! Bei den Freuden unserer Kindheit, bei Deinen Leiden, bei den meinen, und bei Allem, was zwei Unglückliche auf ewig an einander fesseln kann, wenn ich bleibe, so lebe ich blos für Dich; wenn ich reise, so komme ich einst wieder, um Dir anzugehören. Ich nehme Euch zu Zeugen, Euch alle, die ihr mich von Kindheit an gepflegt habt, die ihr über mein Leben verfügt und meine Thränen sehet. Ich schwöre es bei dem Himmel, der mich hört, bei dem Meere, das ich durchfahren soll, bei der Luft, die ich athme und die ich nie durch eine Lüge befleckt habe."

So wie die Sonne einen Eisblock schmilzt und herabstürzt von der Spitze der Apenninen, also fiel der ungestüme Zorn des jungen Mannes vor der Stimme der Geliebten. Sein stolzes Haupt neigte sich und ein Thränenstrom floß aus seinen Augen. Seine Mutter vereinigte ihre Thränen mit den seinigen und hielt ihn in ihren Armen, ohne reden zu können. Außer sich rief Frau de la Tour: „Ich kann es nicht ertragen; meine Seele ist zerrissen. Diese unglückliche Reise soll nicht Statt finden. Lieber Nachbar, suchen Sie meinen Sohn mitzunehmen. Seit acht Tagen hat Keins von uns ein Auge zugethan."

Ich sprach zu Paul: „Mein Freund, Deine Schwester bleibt. Morgen wollen wir mit dem Gouverneur davon sprechen; laß die Deinigen ruhen und bringe diese Nacht bei mir zu. Es ist spät, es ist Mitternacht; das südliche Kreuz steht gerade über dem Horizonte."

Er ließ sich fortführen, ohne etwas zu entgegnen. Nach einer äußerst unruhigen Nacht stand er mit Tagesanbruch auf und kehrte nach Hause zurück.

Doch wozu soll ich die Erzählung dieser Geschichte länger fortsetzen? Es gibt nie mehr als eine Seite des menschlichen Lebens, die zu kennen Freude gewährt. Gleich dem Erdball, auf dem wir uns herumdrehen, währt unser schneller Umschwung nur einen Tag, und der eine Theil dieses Tags kann das Licht blos empfangen, wenn der andere in Dunkelheit versinkt.

„Mein Vater," sprach ich zu ihm, „ich beschwöre Sie, erzählen Sie zu Ende, was Sie so ergreifend begonnen. Die Bilder des Glücks gefallen uns, aber die Bilder des Unglücks belehren uns. Was wurde, ich bitte Sie, aus dem unglücklichen Paul?"

Das Erste, was Paul bei seiner Heimkehr erblickte, war die Negerin Marie, die von einem Felsen herab auf das offene Meer hinausschaute. Sobald er sie erblickte, fragte er: „Wo ist Virginie?" Marie wandte den Kopf nach ihrem jungen Herrn und begann zu weinen. Alsbald kehrte Paul, außer sich, um und eilte nach dem Hafen. Hier erfuhr er, daß sich Virginie mit Tagesanbruch eingeschifft habe, daß das Schiff sogleich abgefahren sei und daß man es nicht mehr sähe. Er ging heimwärts nach der Pflanzung, durch welche er schritt, ohne mit Jemand zu sprechen.

Obgleich dieser Felsengürtel hinter uns fast senkrecht erscheint, so sind doch jene grünen Plateaux, welche die Höhe abstufen, ebenso viel Terrassen, über welche man auf beschwerlichen Pfaden bis zu dem Fuße jenes schrägen und unersteiglichen Felskegels gelangt, welcher den Namen „der Daumen" führt. Unten am Kegel befindet sich eine mit großen Bäumen bestandene, aber so hohe und steile Esplanade, daß es aussieht, als schwebe ein Wald in der Luft, umgeben von schauerlichen Abgründen. Die Wolken, welche der Gipfel des Daumens beständig um sich sammelt, nähren mehrere Bäche, welche in so große Tiefe auf den Grund des rückwärts gelegenen Thales hinabstürzen, daß man von dieser Höhe das Geräusch ihres Falles nicht vernimmt. Von dieser Stelle überschaut man einen großen Theil der Insel nebst den Bergen mit ihren Spitzen, wie den Piter-Both und die Dreibrüste mit ihren dichtbewaldeten Thälern; weiter hin das offene Meer und die Insel Bourbon, welche vierzig Meilen nach Westen liegt. Von dieser Höhe erblickte Paul das Schiff, welches Virginien forttrug. Er sah es über zehn Meilen weit in der offenen See, wie einen schwarzen Punkt inmitten des Oceans. Er blieb einen Theil des Tags im Hinschauen versunken; es war schon verschwunden, dennoch glaubte

er es noch zu sehen; und als es die Dünste des Horizont völlig umhüllten, setzte er sich an diesem wilden, stets von Winden umbrausten Orte hin, welche unaufhörlich in den Wipfeln der Palmen und Tatamaken rasen. Das dumpfe Dröhnen und Stöhnen derselben gleicht fernem Orgelklang und stimmt zu tiefer Schwermuth. Hier fand ich Paul, das Haupt an den Felsen gestützt und die Augen starr auf den Boden geheftet. Ich war ihm seit Sonnenaufgang nachgegangen und hatte viel Mühe, ihn zu bewegen, herabzusteigen und die Seinigen wiederzusehen. Ich brachte ihn jedoch auf die Pflanzung zurück und sein erstes Lebenszeichen beim Anblick der Frau de la Tour war die bittere Klage, daß sie ihn hintergangen habe. Diese erzählte uns, wie sich der Wind um drei Uhr des Morgens erhoben und das Schiff habe absegeln wollen, sei der Gouverneur mit einem Theile seines Generalstabes und dem Missionar gekommen, um Virginien in einem Tragsessel abzuholen und ungeachtet ihrer Vorstellungen, ihrer und Margarethens Thränen und während Alles schrie, es geschähe zu ihrem und unser Aller Besten, habe man ihre halbtodte Tochter davongetragen. „Hätte ich ihr wenigstens ein Lebewohl sagen können," sprach Paul, „ich wäre jetzt ruhig. Ich hätte ihr gesagt: Virginie, wenn mir während der Zeit, daß wir zusammen gelebt haben, ein Wort entschlüpft ist, das Dich beleidigt hat, sage mir, ehe Du mich auf immer verläßt, daß Du mir verzeihst. Ich hätte ihr gesagt: Da es mir nicht mehr beschieden ist, Dich wieder zu sehen, so lebe wohl, meine theure Virginie! Lebe wohl! Lebe fern von mir glücklich und zufrieden!" Und als er sah, daß seine Mutter und Frau de la Tour weinten, sagte er zu ihnen: „Suchet jetzt einen andern als mich, der Euch die Thränen trocknet." Hierauf entfernte er sich seufzend und irrte da und dort umher auf der Pflanzung. Er suchte alle Orte auf, welche Virginien am theuersten gewesen waren. Er sagte zu ihren Ziegen und deren Jungen, die ihm schreiend nachliefen: „Was wollt ihr von mir? Ihr werdet sie nicht mehr bei mir sehen, die euch aus der Hand fressen ließ." Er kam nach Virginiens Ruhe und rief, wie er die Vögel erblickte, die ihn umflatterten: „Arme

Vögel, ihr werdet der nicht ferner entgegenfliegen, die eure gute Pflegerin war!“ Wie er Fidel sah, der da und dort witterte und suchend vorauslief, seufzte er und sprach zu ihm: „Ach, du wirst sie nie wiederfinden.“ Endlich setzte er sich auf den Felsen, wo er mit ihr den Abend vorher gesprochen, und beim Anblick des Meeres, auf welchem er das Schiff hatte verschwinden sehen, weinte er heftig.

Indessen gingen wir ihm Schritt für Schritt nach, da wir von der Aufregung seines Gemüthes unselige Folgen befürchteten. Seine Mutter und Frau de la Tour baten ihn mit den zärtlichsten Worten, er möchte ihren Schmerz nicht durch seine Verzweiflung erhöhen. Endlich gelang es der Letzteren, ihn dadurch zu beruhigen, daß sie ihn mit allen den Namen nannte, die am geeignetsten waren, seine Hoffnungen neu zu beleben. Sie nannte ihn ihren Sohn, ihren lieben Sohn, ihren Schwiegersohn, den, welchem sie ihre Tochter bestimmte. Sie vermochte ihn, ins Haus zu treten und einige Speise zu sich zu nehnen. Er setzte sich zu uns zu Tische, neben den Platz, wo die Gefährtin seiner Jugend zu sitzen pflegte, und gleich, als hätte sie ihn eben noch inne gehabt, richtete er das Wort an sie und reichte ihr die Speisen, die, wie er wußte, ihr die liebsten waren; sobald er aber seinen Irrthum bemerkte, fing er an zu weinen. An den folgenden Tagen sammelte er Alles, was sie im Gebrauch gehabt hatte, die letzten Blumensträuße, die sie in den Händen gehabt, eine Cocosschale, aus welcher sie zu trinken pflegte, und gleich, als wären diese Reliquien der Geliebten die kostbarsten Gegenstände von der Welt gewesen, küßte er sie und barg sie an seiner Brust. Ambra duftet nicht so süß, als ein Gegenstand, den die Hand der Geliebten berührt hat. Endlich, da er sah, daß sein Kummer den seiner Mutter und der Frau de la Tour vermehrte, und der Lebensbedarf der Familie eine stetige Arbeit verlangte, machte er sich mit Hilfe Domingos daran, den Garten wieder in den Stand zu setzen.

Bald darauf bat mich dieser junge Mensch, der wie ein Kreole gegen Alles gleichgültig war, was auf der Welt vorgeht, ihm lesen und schreiben zu lehren, damit

er mit Virginien Briefe wechseln könnte. Hierauf wünschte er sich in der Geographie zu unterrichten, damit er einen Begriff von dem Lande bekäme, wo sie landen würde; auch in der Geschichte, um die Sitten des Volks kennen zu lernen, unter dem sie leben sollte. Also hatte er sich früher, von dem Gefühl der Liebe geleitet, im Landbau und in der Kunst ausgebildet, den unregelmäßigsten Boden geschmackvoll anzulegen. Ohne Zweifel verdanken die Menschen den Genüssen, welchen diese glühende und ruhelose Leidenschaft nachstrebt, die meisten Künste und Wissenschaften; und aus den Entbehrungen derselben ist die Philosphie entstanden, die da lehrt, sich über Alles zu trösten. So hat die Natur, welche die Liebe als Band um alle Wesen schlang, sie zugleich zum ersten thätigen Princip in unsern Gesellschaften gemacht und unsere Kenntnisse und Freuden an ihre Anregung geknüpft.

Paul fand nicht viel Geschmack an dem Studium der Geographie, welche uns statt einer Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit jedes Landes nur politische Eintheilungen vorführt. Die Geschichte und namentlich die neuere, sprach ihn ebenso wenig an. Er erblickte darin nur einen allgemeinen, periodisch wiederkehrenden Jammer, von dem er die Ursachen nicht einsah; Kriege ohne Grund und Zweck; im Dunkeln schleichende Intriguen; Völker ohne Charakter und Fürsten ohne Menschenliebe. Er zog ihr die Lecture von Romanen vor, welche sich mehr mit den Gefühlen und Interessen der Menschen befassen und ihm manchmal Lagen schilderten, welche der seinen ähnlich waren. Daher machte ihm kein Buch so viel Freude, als der Telemach mit seinen Gemälden des Landlebens und der dem Menschenherzen von Natur inwohnenden Leidenschaften. Er las daraus seiner Mutter und Frau de la Tour die Stellen vor, welche ihn am meisten anzogen; dann, überwältigt von den eigenen Erinnerungen, erstickte seine Stimme und die Thränen flossen ihm aus den Augen. Er glaubte in Virginien die Würde und die Züchtigkeit der Antiope wiederzufinden neben dem Unglück und der Liebe der Eucharis. Dagegen verwirrte ihn gänzlich die Lecture unserer Moderomane, mit ihren freien Sitten und

lockern Grundsätzen; und als er erfuhr, daß diese Romane ein wahres Bild der europäischen Gesellschaft darstellten, fürchtete er nicht ohne einigen Anschein von Grund, Virginie möchte darin wol auch verdorben werden und ihn vergessen.

In der That war über anderthalb Jahr vergangen und Frau de la Tour hatte noch keine Nachricht von ihrer Tante und ihrer Tochter erhalten; nur hatte sie durch Fremde erfahren, daß diese glücklich in Frankreich angekommen sei. Endlich bekam sie mit einem Schiff, das nach Indien ging, ein Packet und einen Brief von Virginiens eigener Hand. Trotz der Vorsicht ihrer rücksichtsvollen Tochter ersah Frau de la Tour daraus, daß sie sehr unglücklich war. Dieser Brief schilderte ihre Lage und ihren Charakter so gut, daß ich ihn fast wörtlich im Gedächtniß behalten habe.

„Theuerste, geliebteste Mama!

Ich habe Dir schon mehrere Briefe mit eigener Hand geschrieben; da ich aber keine Antwort darauf erhalten, so fürchte ich mit Grund, daß sie nicht angekommen sind. Von diesem hoffe ich einen bessern Erfolg, da ich Maßregeln ergriffen habe, Dir Nachrichten von mir zu geben und Nachrichten von Dir zu erhalten.

Ich habe seit unserer Trennung viele Thränen vergossen, ich, die fast nie als über das Unglück Anderer geweint hat! Meine Großtante war bei meiner Ankunft höchst erstaunt, als ich ihr auf die Frage nach meinen Talenten sagte, ich könnte weder lesen noch schreiben. Sie wollte wissen, was ich denn gelernt hätte, seitdem ich auf der Welt wäre, und als ich ihr antwortete, ich hätte der Haushaltung vorgestanden und mich bestrebt, Deinen Willen zu thun, so meinte sie, ich hätte die Erziehung einer Magd erhalten. Schon am nächsten Tage that sie mich in eine große Abtei bei Paris in Pension, wo ich Lehrer aller Art habe. Sie lehren mich unter Anderm Geschichte, Geographie, Grammatik, Mathematik und Reiten; aber ich habe so wenig Anlagen für alle diese Wissenschaften, daß ich nicht viel von diesen Herren lernen werde. Ich fühle, daß ich ein armes Geschöpf bin, das wenig

Geist hat, wie sie es auch zu verstehen geben. Indessen erkaltet die Güte meiner Tante nicht. Sie schenkt mir jede Jahreszeit neue Kleider. Sie hat mir zwei Kammerfrauen gegeben, die ebenso geputzt sind wie große Damen. Ich habe den Titel Gräfin annehmen müssen, dagegen meinen Namen de la Tour ablegen, der mir so theuer wie Dir selbst war, in Folge alles dessen, was Du mir von den Leiden erzählt hast, welche mein Vater hat erdulden müssen, um Dich zu heirathen. Sie hat Deinen Frauennamen gegen Deinen Familiennamen vertauscht, der mir jedoch auch theuer ist, weil Du ihn als Mädchen geführt hast. Da ich mich in einer so glänzenden Lage sah, habe ich sie inständig gebeten, Dir einige Unterstützung zu schicken. Wie soll ich Dir ihre Antwort mittheilen! Doch Du hast mir ans Herz gelegt, Dir stets die Wahrheit zu sagen. Sie gab mir also zur Antwort, Wenig würde Dir nichts nützen und Viel würde Dich bei dem einfachen Leben, das Du führst, in Verlegenheit setzen. Ich suchte Dir anfangs durch eine fremde Hand Nachricht zu geben, da es die meinige nicht vermochte. Da ich indeß bei meiner Ankunft hier Niemand fand, zu dem ich hätte Vertrauen fassen können, so habe ich mich Tag und Nacht befleißigt, lesen und schreiben zu lernen. Gott hat mir die Gnade erzeigt, daß ich es in kurzer Zeit erreicht habe. Meine ersten Briefe habe ich den Damen, die um mich sind, zur Bestellung gegeben; ich habe Grund zu glauben, daß sie dieselben meiner Tante eingehändigt haben. Diesmal habe ich mich an eine Freundin in der Pension gewendet und unter ihrer beiliegenden Adresse bitte ich Deine Antworten an mich gelangen zu lassen. Meine Großtante hat mir jeden Briefwechsel nach außen verboten, der nach ihrer Meinung den großen Absichten hinderlich werden könnte, die sie mit mir vorhat. Nur sie darf mich am Gitter des Sprechzimmers sehen, so wie ein alter Herr, ein Freund von ihr, der, wie sie sagt, viel Geschmack an meiner Person findet. Die Wahrheit zu sagen, ich finde nicht den geringsten an ihm, wenn ich ihn auch an Jemand finden könnte.

Ich lebe im Glanze des Glücks und kann nicht über einen Sou verfügen. Man sagt, wenn ich Geld hätte,

so könnte dies Folgen nach sich ziehen. Selbst meine Kleider gehören meinen Kammerfrauen, die sich um dieselben streiten, ehe ich sie noch ablege. Im Schooße des Reichthums bin ich weit ärmer, als ich es bei Dir war, denn ich habe nichts zu verschenken. Da ich sah, daß die hohen Kenntnisse und Fertigkeiten, in denen man mich unterrichtete, mir nicht die Füglichkeit verschafften, das geringste Gute zu thun, so habe ich Zuflucht zu meiner Nadel genommen, die Du mich zum Glück hast brauchen lehren. Ich schicke Dir also mehrere Paare Strümpfe von meiner Arbeit, für Dich und Mama Margarethe; eine Mütze für Domingo und eins meiner rothen Tücher für Marie. Ich lege diesem Packete Obstkerne und Steine von den Früchten bei meinem Vesperbrot nebst Samen von allerhand Bäumen bei, welche ich in meinen freien Stunden im Park der Abtei gesammelt habe. Auch habe ich Samen von Veilchen, Tausendschön, Hahnenfuß, Klatschrosen, blauen Kornblumen, Scabiosen beigefügt, die ich auf dem Felde eingetragen habe. Auf den Wiesen gibt es hier schönere Blumen als bei uns, aber Niemand kümmert sich um sie. Ich bin überzeugt, Du und Mama Margarethe werdet an diesem Sacke Sämereien eine größere Freude haben, als an dem Sacke Piaster, welcher die Ursache unserer Trennung und Thränen war. Es wird für mich ein großes Vergnügen sein, wenn Du eines Tags den Genuß hast, Aepfelbäume neben unsern Bananen wachsen und Buchen ihr Laub mit den Blättern unserer Cocospalmen vermischen zu sehen. Du wirst dann meinen, in der Normandie zu sein, die Du so sehr liebst.

Du hast mir ans Herz gelegt, Dir meine Freuden und meine Leiden zu schreiben. Fern von Dir habe ich keine Freude mehr. Meine Leiden versüße ich durch den Gedanken, daß ich in einer Lage bin, in welche Du mich nach Gottes Willen versetzt hast. Aber der größte Kummer, den ich dabei empfinde, ist, daß hier Niemand mit mir von Dir spricht und daß ich mit Niemand von Dir sprechen kann. Meine Kammerfrauen oder vielmehr die meiner Großtante, denn sie gehören ihr mehr an als mir, sagen zu mir, sobald ich das Gespräch auf Gegenstände

hinleiten will, die mir so theuer sind: Fräulein, erinnern Sie sich, daß Sie eine Französin sind und das Land der Wilden vergessen müssen! Ach, ich vergäße eher mich selbst, als den Ort, wo ich geboren bin und wo Du lebst! Für mich ist hier das Land der Wilden, denn ich lebe hier allein und habe Niemand, mit dem ich von der Liebe sprechen könnte, die für Dich, theuerste und geliebteste Mama, bis ans Grab fühlen wird

Deine gehorsame und zärtlich liebende Tochter
Virginie de la Tour.

Ich empfehle Deiner Güte Marie und Domingo, die sich so sehr um mich in meiner Kindheit gesorgt haben. Liebkose für mich Fidel, der mich in den Wäldern wieder aufgefunden hat."

Paul war ganz erstaunt, daß Virginie, die den Haushund nicht vergessen hatte, seiner mit keinem Worte gedachte; aber er wußte nicht, daß eine Frau auch in dem längsten Briefe den liebsten Gedanken nie anders als an das Ende setzt.

In einer Nachschrift empfahl sie Paul besonders zweierlei Samen, den von Veilchen und Scabiosen. Sie belehrte ihn über die Natur dieser Pflanzen und den Ort, wo man sie am besten säet. „Das Veilchen," schrieb sie, „treibt eine kleine, dunkelblaue Blume hervor, die sich gern unter Büschen verbirgt; aber ihr köstlicher Geruch läßt sie leicht auffinden." Sie wies ihn an, sie am Rande der Quelle, am Fuße seiner Cocospalme zu säen. „Die Scabiose," fügte sie hinzu, „trägt eine schöne, blaßblaue Blume mit schwarzem Kelch und weißen Tupfen. Man sollte meinen, sie trauere. Auch nennt man sie deshalb Wittwenblume. Sie liebt rauhe, von Winden umbrauste Orte." Sie bat ihn, sie auf den Felsen zu säen, wo sie ihn in der Nacht zum letzten Male gesprochen und den Felsen ihr zu Liebe den Abschiedsfelsen zu nennen.

Sie hatte diese Sämereien in einen kleinen Beutel gethan, von sehr einfacher Arbeit, aber von unschätzbarem Werthe für Paul, als er darauf ein verschlungenes P. und V. aus Haaren erblickte, die er nach ihrer Schönheit für die ihrigen erkannte.

Der Brief dieses gefühlvollen und tugendhaften Mädchens entlockte der ganzen Familie Thränen. Ihre Mutter antwortete in Aller Namen, sie möge bleiben oder zurückkommen, wie sie es für gut fände, und versicherte sie, daß sie alle den besten Theil ihres Glücks seit ihrer Abreise verloren hätten und sie namentlich darüber untröstlich sei.

Paul schrieb ihr einen sehr langen Brief, worin er ihr die Versicherung gab, daß er den Garten ihrer würdig machen und die Gewächse Europas und Afrikas so mit einander vermischen würde, wie sie ihre Namen auf ihrer Arbeit in einander geschlungen. Er schickte ihr Cocosnüsse von der Quelle, die völlige Reife erlangt hatten. Andere Samen von der Insel legte er nicht bei, damit die Sehnsucht, die Erzeugnisse derselben wieder zu sehen, sie zu schneller Heimkehr bestimmen möchte. Er bat sie dringend, den heißen Wünschen der Ihrigen und besonders seinen eignen sobald wie möglich Gehör zu schenken, da es für ihn fern von ihr keine Freude mehr gäbe.

Paul säete sorgfältigst den europäischen Samen, zumal den der Veilchen und Scabiosen, deren Blüten einige Aehnlichkeit mit dem Charakter und der Lage Virginiens zu haben schienen, die sie so angelegentlich empfohlen hatte; aber mochte er auf der Ueberfahrt verdorben oder vielmehr das Klima dieses Theils von Afrika ihm nicht günstig sein, es ging nur wenig davon auf und konnte nicht zur Vollkommenheit gelangen.

Indessen verbreitete der Neid, der selbst dem Glücke der Menschen voraneilt, besonders in französischen Kolonien, Gerüchte auf der Insel, welche Paul in große Unruhe versetzten. Die Leute auf dem Schiffe, womit Virginiens Brief gekommen war, versicherten, sie stehe im Begriff sich zu verheirathen; sie nannten den vornehmen Herrn am Hofe, der sich mit ihr vermählen sollte; Einige sagten sogar, es wäre schon geschehen und sie wären Zeugen bei der Trauung gewesen. Anfangs verachtete Paul Nachrichten, die von einem Handelsschiffe kamen, das, wo es anlegt, oft falsche verbreitet. Als indeß mehrere Bewohner der Insel mit perfider Theilnahme sich zu ihm drängten und

ihr Bedauern über den Vorfall aussprachen, so fing er an, der Rede einigen Glauben zu schenken. Uebrigens hatte er in einigen Romanen, die er gelesen, gesehen, wie die Untreue zu einem Gegenstande des Scherzes gemacht wurde; und da er wußte, daß diese Bücher ziemlich treue Gemälde der europäischen Sitten waren, so fürchtete er, die Tochter der Frau de la Tour möchte von ihnen verdorben worden sein und ihre alten Verpflichtungen vergessen haben. Sein erlangtes Wissen machte ihn schon unglücklich. Seine Befürchtungen steigerte besonders der Umstand, daß seitdem mehrere Schiffe aus Europa angekommen waren und keins Nachrichten von Virginien mitgebracht hatte.

Dieser unglückliche, junge Mann kam in der Aufregung seines Herzens oft zu mir, um in meiner Lebenserfahrung Bestätigung oder Beseitigung seiner Bekümmernisse zu suchen.

Ich wohne, wie ich Ihnen gesagt habe, anderthalb Stunden von hier am Ufer eines kleinen Flusses, der längs des langen Berges hinfließt. Dort verlebe ich meine Tage einsam, ohne Weib, ohne Kinder und Sklaven.

Nach dem seltenen Glück, eine passende Lebensgefährtin zu finden, ist ohne Frage der am wenigsten unglückliche Stand im Leben, allein zu leben. Jeder, der vielen Anlaß zur Klage über die Menschen gehabt hat, sucht die Einsamkeit. Es ist selbst sehr merkwürdig, daß alle Völker, welche durch Meinungen, Sitten oder Regierungen unglücklich waren, zahlreiche Klassen aufzuweisen haben, die ganz der Einsamkeit und dem ehelosen Stande lebten. So die Aegypter zur Zeit ihres Verfalls, die Griechen im byzantinischen Reiche, und so in unsern Tagen die Inder, Chinesen, Neugriechen, Italiener und die meisten Völker im Osten und Süden von Europa. Die Einsamkeit führt den Menschen zum Theil zum Glücke der Natur zurück und entrückt ihn dem Elende der bürgerlichen Gesellschaft. Mitten in unsern Gemeinwesen, die so viele Vorurtheile spalten, ist die Seele in beständiger Aufregung; sie beschäftigt sich unaufhörlich mit tausend sich bekämpfenden und widerstreitenden Meinungen, wodurch die Glieder einer ehrgeizigen und elenden Gesellschaft sich einander zu unterjochen suchen. In der

Einsamkeit aber streift sie diese ihr von außen aufgedrungenen Täuschungen, welche sie verwirren, ab; sie erlangt das unverfälschte Gefühl von sich selbst, von der Natur und von ihrem Schöpfer wieder. So setzt das trübe Wasser eines Gießbaches, welcher das Gefilde verheert, sobald er sich in seinem Laufe in einen kleinen Weiher ergießt, Schlamm auf dem Grunde seines Bettes ab, erlangt seine frühere Klarheit wieder und spiegelt nebst seinem eignen Ufer das Grün der Erde und den Glanz des Himmels zurück. Die Einsamkeit stellt in gleicher Weise die Harmonie des Körpers wie der Seele wieder her. Unter den Einsiedlern finden sich diejenigen, welche das höchste Lebensalter erreichen, wie z. B. die Brahmanen in Indien. Kurz, ich halte sie für so nothwendig zum Glück in der Welt selbst, daß es mir unmöglich scheint, sich in ihr dauernd irgend einer Ueberzeugung zu erfreuen oder seine Lebensführung nach einem festen Grundsatze zu regeln, wenn man nicht in seinem Innern eine Einsamkeit schafft, aus welcher unsere Meinung sehr selten hervortritt und in welche eine fremde nie Eintritt findet. Ich will jedoch nicht sagen, daß der Mensch schlechterdings einsam leben soll; er ist durch seine Bedürfnisse mit dem ganzen Menschengeschlechte verbunden; er schuldet daher seine Arbeit den Menschen; er hat auch seine Schuld an die übrige Natur abzutragen. Aber so wie Gott einem Jeden von uns Organe gegeben hat, welche vollkommen den Elementen des Erdballs angemessen sind, auf dem wir leben, Füße für den Boden, Lungen für die Luft, Augen für das Licht, ohne daß wir den Gebrauch dieser Sinne umzukehren vermöchten, so hat er, der Schöpfer des Lebens, für sich allein das Herz vorbehalten, welches das Hauptorgan des Lebens ist.

Ich verlebe daher meine Tage fern von den Menschen, denen ich dienen wollte, und die mich verfolgt haben. Nachdem ich einen großen Theil Europas und einige Striche von Amerika und Afrika durchreist, habe ich mich auf dieser wenig bewohnten Insel niedergelassen, verlockt durch ihr mildes Klima und ihre Einöden. Eine Hütte, erbaut im Walde am Fuß eines Baumes, ein kleines Feld, urbar gemacht durch eigene Hand, ein Fluß, der vor meiner Thür

vorbeifließt, genügen meinen Bedürfnissen und meinen Freuden. Mit diesen Genüssen verbinde ich den Genuß einiger guten Bücher, die mich lehren, besser zu werden. Durch sie muß selbst die Welt, welche ich verlassen habe, zu meinem Glücke beitragen; sie entrollen vor mir Gemälde von den Leidenschaften, welche die Bewohner derselben so elend machen, und der Vergleich, den ich zwischen ihrem Schicksal und dem meinigen anstelle, gewährt mir den Genuß eines negativen Glücks. Wie Einer, der sich aus dem Schiffbruch auf einen Felsen gerettet hat, blicke ich aus meiner Einsamkeit auf die Stürme, welche in der übrigen Welt toben. Selbst meine Ruhe gewinnt durch das ferne Brausen des Sturmes. Seitdem ich die Menschen nicht mehr auf meinem Wege begegne und sie mich nicht mehr auf den ihrigen treffen, so hasse ich sie nicht mehr; ich beklage sie. Treffe ich einen Unglücklichen, so suche ich ihm durch meinen Rath zu helfen, wie ein Vorübergehender am Rande eines Wildbaches einem Bedrängten die Hand reicht, der darin um sein Leben ringt. Aber ich habe fast nur die Unschuld bereit gefunden, auf meine Stimme zu hören. Die Natur ruft vergebens die Menschen zu sich; ein Jeder macht sich von ihr ein Bild, das er mit seinen eignen Leidenschaften ausstattet. Sein Lebelang jagt er diesem nichtigen Trugbilde nach, das ihn irre leitet, und beklagt sich dann beim Himmel über den Irrthum, den er sich selbst geschaffen hat. Unter einer großen Anzahl von Unglücklichen, die ich zuweilen versucht habe, zur Natur zurückzuführen, habe ich nicht einen Einzigen gefunden, der nicht von seinem eignen Elend bethört gewesen wäre. Sie hörten mir anfangs mit Aufmerksamkeit zu, in der Hoffnung, ich würde ihnen zur Erlangung von Ruhm und Reichthum behilflich sein; als sie aber sahen, daß ich sie nur lehren wollte, diese zu entbehren, so hielten sie mich selbst für beklagenswerth, weil ich ihrem unglücklichen Glück nicht nachjagte; sie tadelten mein einsames Leben; sie behaupteten, sie wären allein den Menschen nützlich; und sie bemühten sich, mich in ihren Strudel hineinzuziehen. Aber wenn ich auch für Jedermann zugänglich bin, so gebe ich mich doch Niemand hin. Oft

bin ich mir selbst genug, um mir zur Lehre zu dienen. In meiner jetzigen Ruhe lasse ich an meiner Erinnerung die leidenschaftlichen Bestrebungen meines frühern Lebens vorüberziehen, auf welche ich einen so hohen Werth legte: Gunst, Reichthum, Ehre, die Lüste und Meinungen, welche sich überall auf Erden bekämpfen. Ich vergleiche so Viele, die ich um diese Chimären sich mit Wuth habe streiten sehen, mit den Wellen meines Flusses, die sich schäumend an den Felsen seines Bettes brechen und verschwinden, um nie wiederzukehren. Ich selbst lasse mich im Frieden vom Strome der Zeit dem Ocean der Zukunft zutreiben, der keine Ufer mehr hat; erhebe mich beim Anblick der Harmonien der Natur um mich her zu ihrem Schöpfer und hoffe in einer anderen Welt ein glücklicheres Geschick.

Obgleich man von meiner Einsiedelei, die mitten im Walde liegt, diese Menge von Gegenständen nicht erblickt, welche die Höhe des Ortes, wo wir jetzt sind, vor uns ausbreitet, so finden sich dort interessante Partien, zumal für Einen, der, wie ich, lieber bei sich selbst Einkehr hält, als seine Thätigkeit auf die Außenwelt erstreckt. Der Fluß, welcher an meiner Thür vorüberfließt, verfolgt seinen Lauf in gerader Richtung durch den Wald, so daß er einem langen Kanale gleicht, der von Bäumen mit allerhand Laubwerk beschattet wird. Da sind Tatamaken, Ebenhölzer, und was man hier Aepfel-, Oliven- und Zimmthölzer nennt; Gruppen von Palmen erheben hier und da ihre glatten über hundert Fuß hohen Säulen, mit einem Palmenbüschel auf dem Gipfel und erscheinen über den andern Bäumen wie ein Wald gepflanzt auf einen andern Wald. Dazu gesellen sich Lianen mit vielgestalten Blättern, die sich von Baum zu Baum schlingend, hier Arkaden von Blumen, dort lange Behänge von Laub bilden. Aromatische Gerüche entsteigen den meisten dieser Bäume und durchdüften die Kleidung selbst so stark, daß man Stunden nachher an dem Geruche erkennt, daß Jemand durch einen Wald gegangen ist. In der Jahreszeit, wo die Bäume blühen, ist es, als wären sie halb mit Schnee bedeckt. Zu Ende des Sommers kommen mehrere Arten fremder Vögel, von wunderbarem Instinkt getrieben, aus

unbekannten Gegenden jenseits der unermeßlichen Meere, um den Samen der Gewächse auf dieser Insel aufzulesen und durch den Glanz ihres Gefieders einen scharfen Contrast zu dem Grün der Bäume zu bilden, welches die Sonne schon gebräunt hat. Unter andern kommen dann verschiedene Arten von Papagaien und die blauen Tauben, die man hier holländische Tauben nennt. Die Affen, die ständigen Bewohner dieser Wälder, spielen in den düstern Aesten, von denen sie sich durch ihr graues und grünliches Haar, so wie ihr ganz schwarzes Gesicht abheben. Einige hängen sich am Schwanze auf und schaukeln sich in der Luft; andere springen von Ast zu Ast und tragen ihre Jungen in den Armen mit sich. Nie hat das mörderische Gewehr diese friedlichen Kinder der Natur erschreckt. Man hört hier nur Rufe der Freude, das fremdartige Zwitschern und Zirpen von Vögeln aus den Australländern, welches das Echo des Waldes weithin wiederholt. Der Fluß, welcher sprudelnd und wallend über ein felsiges Bett, umringt von Bäumen, fließt, spiegelt da und dort in seinem klaren Wasser ihre ehrwürdigen Massen von Grün und Schatten, so wie die Spiele ihrer glücklichen Bewohner. Tausend Schritte weiter stürzt er sich von mehreren Felsterrassen, vereinigt sich zu einem glatten, krystallnen Wasserspiegel und zerschellt unten in Bläschen von Schaum. Aus dem empörten Gewässer dringen tausend verworrene Töne; vom Wind in den Wald getragen, vernimmt sie das Ohr bald in der Ferne, bald vereint in der Nähe und betäubend gleich dem Geläute einer Kathedrale. Die Luft, welche die Bewegung des Wassers beständig erneuert, erzeugt trotz der Hitze des Sommers am Ufer dieses Flusses ein Grün und eine Frische, die man auf dieser Insel selbst auf den Höhen der Berge selten trifft.

In einiger Entfernung ragt ein Felsen empor, weit genug vom Wasserfall, um nicht von seinem Getöse betäubt zu werden, aber nahe genug, um seinen Anblick, seine Frische und sein Rauschen genießen zu können. Zuweilen haben wir, Frau de la Tour, Margarethe, Virginie, Paul und ich, zur Zeit der großen Hitze im Schatten dieses Felsens zu Mittag gespeist. Da Virginie bei allen

ihren Handlungen, selbst den gewöhnlichsten, stets das Beste Anderer im Auge hatte, so aß sie keine Frucht im Freien, ohne die Kerne oder Steine derselben in die Erde zu stecken. „Es werden,“ sagte sie, „Bäume daraus, die einem Wanderer oder mindestens einem Vogel Früchte geben werden.“ Als sie daher eines Tages am Fuße dieses Felsens eine Papayas gegessen hatte, legte sie den Samen derselben in die Erde. Bald darauf wuchsen mehrere Papayabäume heran, darunter ein weiblicher, das heißt einer, welcher Frucht trägt. Dieser Baum reichte Virginien bei ihrer Abreise nicht bis ans Knie; da er aber schnell wächst, so war er zwei Jahre später zwanzig Fuß hoch und hatte am oberen Theile des Stammes mehrere Reihen reifer Früchte. Paul war zufällig an diesen Ort gekommen und freute sich ungemein über den großen Baum, welcher aus dem von seiner Geliebten gelegten Kern entsprossen war, aber zu gleicher Zeit ergriff ihn tiefe Trauer bei diesem Zeugniß ihrer langen Abwesenheit. Die Gegenstände, welche wir gewöhnlich sehen, lassen uns das schnelle Dahinschwinden unseres Lebens nicht bemerken; sie werden mit uns unmerklich alt; allein diejenigen, welche wir plötzlich wiedersehen, nachdem wir sie einige Jahre aus den Augen verloren haben, mahnen uns an die Geschwindigkeit, womit der Strom unserer Tage dahineilt. Paul gerieth beim Anblick dieses großen mit Früchten beladenen Papayabaums in dasselbe Erstaunen und in dieselbe Bewegung, wie ein Reisender, welcher nach langer Abwesenheit von der Heimat seine Altersgenossen nicht mehr vorfindet und ihre Kinder, die er an der Mutterbrust verließ, selbst als Familienväter erblickt. Bald wollte er ihn umhauen, weil er ihn zu lebhaft an die Länge der Zeit erinnerte, die seit Virginiens Abreise verflossen war; bald sah er in ihm ein Denkmal ihres wohlthätigen Herzens, küßte den Stamm und richtete an ihn Worte der Liebe und Sehnsucht. O Baum, dessen Nachwuchs noch in unsern Wäldern grünt, ich habe dich selbst mit größerer Theilnahme und mit mehr Ehrfurcht angeschaut, als die Triumphbogen der Römer. Möge die Natur, welche jeden Tag die Denkmäler des Ehrgeizes der Könige zerstört, in unsern Wäl-

dern die der Wohlthätigkeit eines jungen, armen Mädchens vermehren!

Am Fuße dieses Papayabaums war ich daher sicher, Paul zu treffen, wenn er aus meiner Gegend kam. Eines Tags fand ich ihn hier in tiefer Schwermuth und hatte mit ihm eine Unterredung, die ich Ihnen mittheilen will, wenn ich Sie nicht zu sehr durch meine langen, meinem Alter und meinen letzten Freundschaften verzeihlichen Abschweifungen langweile. Ich werde sie Ihnen in Form eines Zwiegesprächs erzählen, damit Sie den natürlichen, gesunden Verstand des jungen Mannes beurtheilen können. Den Unterschied der redenden Personen werden Sie leicht dem Sinne seiner Fragen und meiner Antworten entnehmen. Er sagte zu mir:

„Ich bin sehr betrübt. Fräulein de la Tour ist seit zwei Jahren und zwei Monaten fort und seit acht und einem halben Monat hat sie uns nichts von sich wissen lassen. Sie ist reich, ich bin arm! Sie hat mich vergessen. Ich habe Lust, mich einzuschiffen; ich gehe nach Frankreich, diene dem Könige, mache mein Glück und die Großtante des Fräuleins de la Tour wird mir die Hand ihrer Nichte geben, wenn ich ein großer Herr geworden bin."

„O mein Freund, hast Du mir nicht gesagt, Du wärest nicht von hoher Geburt?"

„Meine Mutter hat es mir gesagt, ich selbst weiß nicht, was vornehme Geburt ist. Ich habe nie bemerkt, daß ich weniger davon hätte als ein Anderer, oder daß die Andern mehr davon hätten als ich."

„Der Mangel an vornehmer Geburt verschließt Dir in Frankreich den Weg zu den großen Aemtern. Noch mehr, Du kannst nicht einmal Zutritt zu den vornehmen Ständen finden."

„Sie haben mir öfters gesagt, eine der Ursachen von der Größe Frankreichs läge darin, daß der geringste Unterthan zu Allem gelangen könne, und Sie haben mir viele berühmte Männer angeführt, welche den niedern Ständen entstammten und ihrem Vaterlande Ehre gemacht haben. Sie wollten mir also den Muth rauben?"

„Niemals werde ich ihn niederschlagen, mein Sohn. Ich habe Dir die Wahrheit über die vergangenen Zeiten gesagt; aber jetzt haben sich die Dinge sehr geändert; Alles ist käuflich geworden in Frankreich; Alles ist heut zu Tage das Erbtheil weniger Familien oder in den Händen von Ständen. Der König ist eine Sonne, welche die Großen und Stände wie Wolken umringen; es ist fast unmöglich, daß ein Strahl von ihm auf Dich falle. Früher, bei einer weniger verwickelten Verwaltung hat man jene seltenen Erscheinungen gesehen. Damals haben sich Talente und Verdienst allerorten entwickelt, gleichwie neugebautes, nur umgebrochenes Land in voller Kraft Früchte bringt. Allein die großen Könige, welche die Menschen kennen und auszuwählen verstehen, sind selten. Der große Haufen der Könige, läßt sich blos von den Einwirkungen der Großen und Stände leiten, die ihn umgeben."

„Aber vielleicht finde ich einen jener Großen, der sich meiner annimmt."

„Die Gunst der Großen zu gewinnen, muß man ihrem Ehrgeiz und ihren Lüsten dienen. Dies wird Dir nie gelingen, denn Du bist nicht aus vornehmem Stande und besitzest Redlichkeit.

„Aber ich werde so muthige Thaten verrichten, werde meinem Worte so treu, in meinen Pflichten so streng, genau, in der Freundschaft so warm und beständig sein, daß ich es verdiene, von Einem derselben an Kindesstatt angenommen zu werden, wie ich in den alten Geschichten, die Sie mich lesen ließen, gesehen habe, daß dies vorkam."

„O mein Freund, bei den Griechen und Römern, selbst zur Zeit ihres Verfalls, hatten die Großen Achtung vor der Tugend; aber wir haben eine Menge berühmter Männer jeder Art gehabt, welche aus den Klassen des Volks hervorgegangen sind; aber ich wüßte nicht Einen, der von einem großen Hause adoptirt worden wäre. Ohne unsere Könige wäre die Tugend in Frankreich dazu verurtheilt, ewig plebejisch zu bleiben. Wie ich Dir gesagt habe, diese bringen sie manchmal zu Ehren, wenn sie dieselbe bemerken; aber heut zu Tage werden die Auszeichnungen, welche für sie bestimmt waren, nur noch für Geld ertheilt."

„Finde ich keinen Großen, so werde ich einem Stande zu gefallen suchen. Ich werde den Geist und die Meinungen desselben annehmen; ich werde mich bei ihm beliebt machen."

„Du willst es also wie die andern Menschen machen, Du willst Dein Gewissen Preis geben, um das Glück zu erjagen?"

„O nein! Ich werde nie etwas Anderes als die Wahrheit suchen."

„Statt Dich beliebt zu machen, dürftest Du Dich leicht verhaßt machen. Uebrigens liegt den Ständen sehr wenig an Entdeckung der Wahrheit. Jede Meinung ist den Ehrgeizigen gleichgültig, wenn sie nur herrschen."

„O, wie unglücklich bin ich! Alles stößt mich zurück. Ich bin verurtheilt, mein Leben in niederer Arbeit, fern von Virginien hinzubringen!" — Und er seufzte tief.

„Laß Gott Deinen einzigen Beschützer sein und das Menschengeschlecht Dein Arbeitsfeld. Bleibe beständig dem Einen wie dem Andern getreu. Die Familien, die Berufskreise, die Völker, die Könige haben ihre Vorurtheile und Leidenschaften; man muß ihnen oft durch das dienen, was unsittlich ist. Gott und das Menschengeschlecht verlangen von uns nur Tugenden.

„Aber willst Du von den übrigen Menschen ausgezeichnet sein? Das ist eine Regung, die nicht natürlich ist, da, wenn sie Jeder hätte, Jeder im Kriegszustand mit seinem Nachbar sein würde. Begnüge Dich, Deine Pflicht in dem Berufskreise zu erfüllen, in welchen Dich die Vorsehung gewiesen hat; segne Dein Loos, welches Dir gestattet, ein Gewissen zu haben und Dich nicht, wie die Großen, zwingt, Dein Glück von der Meinung der Kleinen abhängig zu machen, oder, wie die Kleinen, vor den Großen zu kriechen, um leben zu können. Du bist in einem Lande und in einer Lage, wo Du des Unterhalts wegen weder zu betrügen, noch Dich Deiner Würde zu begeben brauchst, wie die Meisten von Denen, welche in Europa ihr Glück suchen; wo Dein Stand Dir keine Tugend untersagt; wo Du ungestraft gut, wahr, aufrichtig, aufgeklärt, geduldig, mäßig, züchtig, nachsichtig, fromm sein kannst, ohne daß

das Gift des Lächerlichen Deine Weisheit verkümmert und nicht zur Blüte kommen läßt. Der Himmel hat Dir Freiheit, Gesundheit, ein gutes Gewissen und Freunde gegeben; die Könige, nach deren Gunst Du trachtest, sind nicht so glücklich."

„Ach! mir fehlt Virginie. Ohne sie habe ich nichts; mit ihr hätte ich Alles. Sie allein ist für mich hohe Geburt, Ruhm, Reichthum. Da aber ihre Verwandte ihr einen Gatten geben will, der einen großen Namen hat, und man durch Studium und Bücher gelehrt und berühmt wird, so will ich studiren. Ich werde mir Kenntnisse erwerben, ich werde meinem Vaterlande auf nützliche Art durch meine Einsichten dienen, ohne Jemanden zu schaden und von Jemand abzuhängen; ich werde berühmt werden und meinen Ruhm nur mir selbst verdanken."

„Mein Sohn, die Talente sind noch seltener als vornehme Geburt und Reichthum; und ohne Zweifel gehören sie zu den größten Gütern, da sie Niemand rauben kann und sie uns überall die öffentliche Achtung erwerben. Aber sie kommen uns theuer zu stehen; man erlangt sie nur durch Entbehrungen aller Art, durch ein höchst empfindliches Gefühl, das uns nach innen und außen hin unglücklich macht, durch die Verfolgungen unserer Zeitgenossen. Der Staatsbeamte beneidet in Frankreich nicht den Ruhm des Kriegers, noch der Krieger den des Seemanns; aber Jedermann wird dort Deinen Weg durchkreuzen, weil Jedermann seine Ehre darein setzt, Geist zu haben. Du willst den Menschen dienen, sagst Du; aber Derjenige, welcher der Erde eine Garbe Getreide mehr abgewinnt, erweist ihnen einen größern Dienst, als wer ihnen ein Buch gibt."

„Ach Die, welche diesen Papayabaum pflanzte, hat den Bewohnern dieser Wälder ein nützlicheres und heilsameres Geschenk gemacht, als mit einer Bibliothek." Und damit schloß er diesen Baum in seine Arme und küßte ihn mit Entzücken.

„Das beste aller Bücher, welches nur Gleichheit, Freundschaft, Menschenliebe und Eintracht predigt, das Evangelium, hat Jahrhunderte lang den Europäern zum Vorwand

für ihre Ausbrüche von Raserei dienen müssen. Wie vielfach wird noch im öffentlichen und Privatleben in seinem Namen Tyrannei auf Erden geübt! Wer wird sich hiernach schmeicheln, er könne den Menschen durch ein Buch nützlich werden? Erinnere Dich des Schicksals der meisten Philosophen, die ihnen Weisheit gepredigt haben. Homer, der sie in so schöne Verse eingekleidet hat, ging sein Lebenlang betteln. Sokrates, welcher durch Wort und Beispiel den Athenern so prächtige Lehren ertheilte, ward von ihnen durch Richterspruch zum Giftbecher verurtheilt. Sein erhabener Schüler Platon ward auf Befehl desselben Fürsten, der ihn beschützte, der Sklaverei überlassen; und vor ihnen wurde Pythagoras, welcher selbst die Thiere mit Humanität umfaßte, von den Krotoniaden lebendig verbrannt. Was sage ich? Die meisten dieser berühmten Namen sind sogar durch satyrische Züge, welche sie charakterisiren, entstellt auf uns gekommen und die menschliche Undankbarkeit gefiel sich darin, sie an ihnen zu erkennen; und wenn unter den Vielen der Ruhm Einiger rein und unbefleckt bis zu uns gedrungen ist, so hat es seinen Grund darin, daß die Träger desselben fern von der Gesellschaft ihrer Zeitgenossen gelebt haben. Gleich den Statuen, die man unversehrt aus dem Boden Griechenlands und Roms hervorzieht, die, weil sie im Schooße der Erde begraben lagen, der Wuth der Barbaren entgangen sind.

Du siehst also, daß man, um den Ruhm zu erlangen, welchen die Wissenschaften nach Mühen und Ringen gewähren, viel Tugend besitzen und bereit sein muß, sein Leben zu opfern. Uebrigens meinst Du, dieser Ruhm habe etwas Anziehendes für die reichen Leute in Frankreich? Sie kümmern sich viel um die Gelehrten, denen das Wissen weder Würden im Vaterlande, noch Statthaltereien, noch Zutritt zum Hofe verschafft! Man verfolgt zwar wenig in diesem gegen Alles, außer Geld und Genüsse, gleichgültigen Jahrhunderte, aber Kenntnisse und Tugend führen zu keiner Auszeichnung, weil im Staate Alles um Geld zu haben ist. Ehemals fanden sie in den verschiedenen Aemtern der Kirche, der Rechtspflege und der Verwaltung einen sichern Lohn; jetzt dienen sie nur zum Bücherschreiben.

Dennoch ist diese von den Weltleuten nicht geschätzte Frucht immer ihres himmlischen Ursprungs würdig. Gerade diesen Büchern ist es besonders vorbehalten, der verborgenen Tugend Glanz zu verleihen, die Unglücklichen zu trösten, die Völker aufzuklären und selbst den Königen die Wahrheit zu sagen. Dies ist unstreitig das erhabenste Geschäft, womit der Himmel einen Sterblichen auf Erden auszeichnen kann. Welcher Mensch tröstet sich nicht über die Ungerechtigkeit oder Geringschätzung Derjenigen, welche über das äußere Glück verfügen, wenn er daran denkt, daß sein Werk von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Volk zu Volk als eine Vormauer dienen wird gegen Irrthum und Tyrannen, und daß aus dem Schooße der Dunkelheit, in der er gelebt, ein Ruhm aufstrahlen wird, welcher den der meisten Könige gänzlich verdunkelt, deren Denkmäler trotz der Schmeichler, welche sie rühmen und preisen, in Vergessenheit und Staub verfallen?"

„Ach, ich möchte diesen Ruhm nur, um ihn Virginien um die Stirn zu legen und sie der ganzen Welt theuer zu machen. Aber sagen Sie mir, der Sie so Vieles wissen, ob ich ihre Hand bekommen werde. Ich möchte gelehrt sein, wäre es blos, um die Zukunft zu kennen."

„Wer möchte leben, mein Sohn, wenn er die Zukunft kennte? Ein einziges Unglück, das wir vorhersehen, macht uns so viele nichtige Bekümmerniß! Die Aussicht auf ein gewisses Unglück würde alle vorhergehenden Tage vergiften. Man darf nicht einmal das, was uns umgibt, allzu tief ergründen; und der Himmel, der uns Ueberlegung verlieh, um unsere Bedürfnisse vorauszusehen, hat uns Bedürfnisse verliehen, um unserer Ueberlegung Grenzen zu setzen."

„Mit Geld, sagen Sie, erlangt man in Europa Würden und Ehrenstellen. Ich werde mir Reichthümer sammeln in Bengalen, um Virginien in Paris zu heirathen. Ich schiffe mich ein."

„Was! Du wolltest ihre und Deine Mutter verlassen?"

„Sie haben mir selbst den Rath gegeben, nach Indien zu gehen."

„Damals war Virginie noch hier. Aber jetzt bist Du die einzige Stütze Deiner und ihrer Mutter."

„Virginie wird ihnen durch ihre reiche Verwandte Hilfe zufließen lassen."

„Die Reichen lassen diese fast nur denen zukommen, welche ihnen Ehre auf der Welt machen. Sie haben Verwandte, die weit mehr zu beklagen sind, als Frau de la Tour, die, weil sie keine Unterstützung von ihnen erhalten, ihre Freiheit hingeben, um Brot zu haben und ihr Leben in den Mauern eines Klosters hinbringen."

„Was für ein Land Europa ist! O, Virginie muß hierher zurückkommen... Was braucht sie eine reiche Verwandte! Sie war so glücklich unter diesen Hütten, so schön und geputzt in ihrem rothen Tuche oder mit Blumen um den Kopf! Komm zurück, Virginie! Verlaß Deine Paläste und Größe. Komm zurück in diese Felsen, in den Schatten dieser Wälder und unserer Cocospalmen. Ach! Du bist vielleicht jetzt unglücklich!" — Und er begann zu weinen. — „Mein Vater, verbergen Sie mir nichts. Wenn Sie mir nicht sagen können, ob ich Virginiens Gatte werde, so lassen Sie mich wenigstens wissen, ob sie mich noch liebt, mitten unter den großen Herren, welche mit dem Könige sprechen und ihr Besuche abstatten!"

„O, mein Freund, ich bin fest überzeugt, daß sie Dich liebt, aus mehreren Gründen, vor Allem aber, weil sie tugendhaft ist." Bei diesen Worten fiel er mir, außer sich vor Freude, um den Hals.

„Aber glauben Sie, daß die Frauen in Europa falsch sind, wie man sie in den Komödien und Büchern schildert, die Sie mir geliehen haben?"

„Die Frauen sind in den Ländern falsch, wo die Männer Tyrannen sind. Ueberall ruft Gewaltsamkeit List hervor."

„Wie kann man gegen Frauen ein Tyrann sein?"

„Wenn man sie verheirathet, ohne ihre Neigung zu befragen; ein junges Mädchen mit einem Greis, eine gefühlvolle Frau mit einem Kaltsinnigen."

„Warum verheirathet man nicht zusammen, was zu

einander paßt, die Jungen mit den Jungen, die Liebenden mit den Geliebten?"

„Weil die meisten jungen Leute in Frankreich zum Heirathen nicht Vermögen genug besitzen und es erst erwerben, wenn sie alt werden. Jung, verführen sie die Frauen ihrer Nachbarn; alt, können sie die Neigung ihrer Gattinnen nicht fesseln. Sie haben in der Jugend betrogen, man betrügt sie nun im Alter. Dies ist eine der Rückwirkungen der allgemeinen Gerechtigkeit, welche die Welt regiert. Eine Ausschreitung gleicht stets eine andere aus. So leben die meisten Europäer in dieser zwiefachen sittlichen Verirrung und diese Verirrung nimmt in einem Staate in dem Maße zu, als sich der Reichthum bei einer geringern Anzahl von Personen anhäuft. Der Staat gleicht einem Garten, in dem die kleinen Bäume nicht gedeihen können, wenn allzugroße da sind, welche sie beschatten; jedoch findet hier der Unterschied Statt, daß die Schönheit eines Gartens einer kleinen Anzahl großer Bäume entspringen kann, während das Glück eines Staats stets von der Menge und Gleichheit der Unterthanen abhängt und nicht von einer kleinen Anzahl Reicher."

„Aber warum muß man reich sein, um zu heirathen?"

„Um seine Tage in Ueberfluß und Nichtsthun hinzubringen."

„Und warum nicht arbeiten? Ich arbeite ja auch!"

„Weil in Europa die Handarbeit entehrt; man nennt sie mechanische Arbeit. Selbst die Arbeit des Landbauers wird dort am meisten verachtet. Ein Handwerker steht in weit höherer Achtung als ein Bauer."

„Was! Die Beschäftigung, welche die Menschen ernährt, wird in Europa verachtet? Ich begreife Sie nicht."

„Ach, unmöglich kann Jemand, der in der Natur aufwuchs, die Verderbnisse der bürgerlichen Gesellschaft begreifen. Man macht sich einen deutlichen Begriff von der Ordnung, aber nicht von der Unordnung. Schönheit, Tugend, Glück haben richtige Verhältnisse; Häßlichkeit, Laster und Unglück haben keine."

„Die Reichen sind also sehr glücklich! Sie stoßen

nirgends auf Hindernisse; sie können die Gegenstände ihrer Liebe mit Freuden überhäufen."

„Sie sind meist gerade deshalb für alle Vergnügungen abgestumpft, weil sie ihnen keine Mühe kosten. Hast Du nicht erfahren, daß man den Genuß der Ruhe durch Ermüdung, den des Essens durch Hunger, den des Trinkens durch Durst erkauft? Nun, das Glück, zu lieben und geliebt zu werden, läßt sich blos um den Preis vieler Entbehrungen und Opfer erlangen. Der Reichthum entzieht den Reichen alle diese Genüsse, da er ihren Bedürfnissen im Voraus begegnet. Nimm dazu die Langeweile, welche auf die Befriedigung derselben folgt, den Stolz, den der Ueberfluß erzeugt, und die geringste Entbehrung selbst dann noch verletzt, wenn die größten Genüsse sie nicht mehr ergötzen. Der Duft von tausend Rosen gefällt blos einen Augenblick; aber der Schmerz, welchen ein einziger ihrer Dornen verursacht, dauert lange nach dem Stich. Ein Leid mitten unter Freuden ist für die Reichen ein Dorn mitten unter Blumen. Für die Armen im Gegentheil ist eine Freude mitten unter Leiden eine Blume unter Dornen; sie haben davon einen lebhaftern Genuß. Jede Wirkung steigert sich durch ihren Contrast. Die Natur hat Alles ins Gleichgewicht gesetzt. Welchen Zustand hältst Du, Alles erwogen, für vorzüglicher, den, wo man fast nichts zu hoffen und Alles zu fürchten, oder den, wo man fast nichts zu fürchten und Alles zu hoffen hat? Im ersten befinden sich die Reichen, im zweiten die Armen. Aber diese Extreme sind für die Menschen gleich schwer zu ertragen, deren Glück in der Mittelstraße und der Tugend besteht."

„Was verstehen Sie unter Tugend?"

„Mein Sohn, Du, der die Deinigen durch seine Arbeit ernährt, brauchst keine Erklärung. Die Tugend ist eine Selbstüberwindung zum Wohle Anderer, in der Absicht, Gott allein zu gefallen."

„O, wie tugendhaft ist Virginie! Aus Tugend hat sie reich werden wollen, um wohlthätig sein zu können. Aus Tugend hat sie die Insel verlassen; die Tugend wird sie zurückbringen."

Der Gedanke an ihre baldige Rückkehr setzte die Phantasie des jungen Mannes in Flammen und alle seine Bekümmernisse verschwanden. Virginie hatte nicht geschrieben, weil sie bald kommen würde. Man brauchte ja so wenige Zeit, um mit günstigem Winde aus Europa zu kommen. Er zählte die Schiffe her, welche diese Fahrt von viertausend fünfhundert Seemeilen in nicht ganz drei Monaten gemacht hatten. Das Schiff, das sie trüge, würde nicht mehr als zwei brauchen; die Schiffsbaumeister wären jetzt so geschickt und die Seeleute so tüchtig. Er sprach von den Anordnungen, die er zu ihrem Empfang treffen, von der neuen Wohnung, die er bauen wollte, von den Vergnügungen und Ueberraschungen, die er ihr jeden Tag bereiten würde, wenn sie seine Frau wäre. Seine Frau! — Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Wonne. „Wenigstens sollen Sie, mein Vater," rief er „dann nichts mehr thun, als was Ihnen Vergnügen macht. Da Virginie reich ist, so schaffen wir uns viele Schwarze an, die für uns arbeiten. Sie bleiben stets bei uns und haben keine andere Sorge, als sich zu vergnügen und zu erheitern." Und außer sich vor Entzücken ging er hin zu den Seinigen, um ihnen die Freude mitzutheilen, von welcher er berauscht war.

In kurzer Zeit folgten große Befürchtungen auf große Hoffnungen. Die heftigen Leidenschaften stürzen stets die Seele von einem Extrem ins andere. Oft kam Paul schon am nächsten Tage in tiefer Traurigkeit wieder zu mir und sprach: „Virginie schreibt mir nicht. Wäre sie von Europa abgesegelt, sie hätte mir ihre Abfahrt gemeldet. Ach, die Gerüchte, welche über sie im Umlauf waren, sind nur zu gegründet! Ihre Tante hat sie an einen großen Herrn verheirathet. Die Liebe zum Reichthum hat sie, wie so viele Andere, verderbt. In den Büchern, welche die Frauen so trefflich schildern, ist die Tugend nur eine Sache des Romans. Hätte Virginie Tugend besessen, so hätte sie ihre eigene Mutter und mich nicht verlassen. Während ich mein Leben mit dem Gedanken an sie hinbringe, vergißt sie mich. Ich härme mich ab und sie vergnügt sich. Ach, dieser Gedanke bringt mich zur Verzweiflung. Jede

Arbeit ist mir zuwider; jede Gesellschaft lästig. Wollte Gott, der Krieg wäre in Indien erklärt! Ich ging hin und suchte den Tod."

„Mein Sohn," antwortete ich, „der Muth, der uns in den Tod treibt, ist nur der Muth eines Augenblicks. Er wird oft erweckt durch den eitlen Beifall der Menschen. Es gibt einen Muth, der seltener und nöthiger ist, mit dem wir jeden Tag, ohne Zeugen und Lobsprüche, die Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen; er heißt Geduld. Sie stützt sich nicht auf die Meinung Anderer oder auf den Antrieb unserer Leidenschaften, sondern auf den Willen Gottes. Die Geduld ist der Muth der Tugend."

„Ach!" rief er, „so habe ich keine Tugend! Alles drückt mich nieder und bringt mich zur Verzweiflung."

„Die Tugend," erwiederte ich, „die sich stets gleich bleibt, beständig ist und unwandelbar, ist nicht das Erbtheil des Menschen. Inmitten so vieler Leidenschaften, die uns bestürmen, verwirrt und verdunkelt sich unsere Vernunft; aber es gibt Leuchten, an denen wir ihre Fackel wieder anzünden können; dies sind die Wissenschaften.

Die Wissenschaften, mein Sohn, sind eine Hilfe von oben. Es sind die Strahlen der Weisheit, welche das Weltall regiert und die der Mensch unter der Leitung einer himmlischen Kunst auf Erden festzuhalten gelernt hat. Aehnlich den Strahlen der Sonne erleuchten, erfreuen, erwärmen sie; sie sind ein göttliches Feuer. Gleich dem Feuer machen sie uns die ganze Natur dienstbar. Durch sie bringen wir Thatsachen, Orte, Menschen und Zeiten in unsere unmittelbare Nähe. Sie erinnern uns an die Richtschnur für unser Leben. Sie beruhigen die Leidenschaften; sie unterdrücken das Laster; sie feuern zur Tugend durch die hohen Beispiele der Edlen an, welche sie verherrlichen und deren stets geehrte Bilder sie uns vorführen. Sie sind die Himmelstöchter, welche herab auf die Erde steigen, um die Leiden des menschlichen Geschlechtes zu bannen. Die großen Schriftsteller, welche sie begeistern, sind stets in den Zeiten erschienen, welche jedem Volke am schwersten zu ertragen waren, zu den Zeiten der Barbarei oder der Verderbniß. Mein Sohn, die Wissenschaften

haben einer unendlichen Menge von Menschen Trost gespendet, die unglücklicher waren, als Du; Xenophon, der aus seinem Vaterlande vertrieben wurde, nachdem er zehntausend Griechen zurückgeführt hatte; Scipio der Afrikaner, der die Verleumdungen der Römer bis zum Ueberdruß über sich ergehen lassen mußte; Lucullus, der ihrer Parteisucht, Catinat, welcher der Undankbarkeit seines Hofes müde war. Die so geistreichen Griechen hatten jede einzelne Muse, welche den Wissenschaften vorstanden, einem Theile unseres Geistes vorgesetzt; wir sollen also von ihnen unsere Leidenschaften regieren lassen, damit sie ihnen einen Zaum und Zügel anlegen. Sie müssen in Beziehung auf unsere Seelenkräfte dieselben Geschäfte üben, wie die Horen, welche die Rosse der Sonne anschirrten und lenkten.

Lies also, mein Sohn. Die Weisen, welche vor uns geschrieben haben, sind Wanderer, die vor uns auf den Pfaden des Unglücks einhergezogen sind, die uns die Hand reichen und uns zu sich winken, sobald uns Alles verläßt. Ein gutes Buch ist ein guter Freund."

„Ach," rief Paul, „ich brauchte nicht lesen zu können, als Virginie hier war. Sie hatte ebenso wenig gelernt wie ich; aber wenn sie mich ansah und ihren Freund nannte, war es unmöglich, daß ein Kummer an mir nagte."

„Sicherlich," sagte ich zu ihm, „ist kein Freund so angenehm, als eine Geliebte, welche uns liebt. Dazu besitzt die Frau jenen leichten, heitern Sinn, welcher die Traurigkeit des Mannes verscheucht. Vor ihrer Anmuth verschwinden die schwarzen Gebilde des Nachsinnens. Auf ihrem Antlitze ruhen süße Reize und Vertrauen. Welche Freude wird nicht lebhafter durch ihre Freude? Welche Stirn glättet sich nicht bei ihrem Lächeln? Welcher Zorn widersteht ihren Thränen? Virginie wird mit mehr Philosophie zurückkehren, als Du besitzest. Sie wird sich wundern, wenn sie den Garten nicht wieder in dem frühern Zustande findet, sie, die trotz der Verfolgungen ihrer Verwandten, fern von ihrer Mutter und Dir, nur darauf denkt und sinnt, ihn zu verschönern."

Der Gedanke an die nahe Rückkehr Virginiens erneuerte

Pauls Muth und führten ihn aufs Neue seinen ländlichen Beschäftigungen zu, glücklich, daß er inmitten seiner Pein einen Zweck seiner Arbeit gefunden hatte, welcher seiner Liebe schmeichelte.

Eines Morgens, bei Anbruch des Tages (es war der 24. Dezember 1744) bemerkte Paul beim Aufstehen eine weiße Flagge auf dem Berge der Entdeckung. Diese Flagge war das Zeichen, daß ein Schiff in Sicht war. Paul eilte in die Stadt, um zu erfahren, ob es Nachricht von Virginien brächte. Er blieb bis zur Rückkehr des Lotsens dort, der, wie üblich, dem Schiffe entgegen gefahren war. Er berichtete dem Gouverneur, das signalisirte Schiff sei der Saint Géran von 700 Tonnengehalt, unter Befehl eines Capitains, Namens Aubin; es läge vier Meilen in See und würde erst am andern Tag Nachmittags in Port-Louis vor Anker gehen, sobald der Wind günstig wäre. Er wehte damals fast gar nicht. Der Lotse übergab dem Gouverneur die Briefe, welche das Schiff von Frankreich mitbrachte. Es war darunter einer an Frau de la Tour von Virginiens Hand. Paul nahm ihn sogleich in Besitz, küßte ihn mit Entzücken, steckte ihn in seine Brust und eilte nach der Pflanzung. Schon in weiter Ferne, so wie er die Seinigen erblickte, die auf dem Abschiedsfelsen seiner Rückkehr harrten, hob er den Brief hoch empor, ohne sprechen zu können, und sogleich drängte sich Alles um Frau de la Tour, um ihn vorlesen zu hören. Virginie schrieb ihrer Mutter, sie habe von ihrer Großtante vielfache üble Begegnung erfahren, die sie gegen ihren Willen habe verheirathen wollen, dann enterbt und zu einer Zeit heimgeschickt habe, die ihr Isle de France nur zur stürmischen Jahreszeit zu erreichen gestatte; sie habe es vergebens versucht, sie dadurch zu erweichen, daß sie ihr vorstellte, was sie ihrer Mutter und den ersten Eindrücken der frühen Kindheit verdanke; sie wäre von ihr ein unverständiges Mädchen gescholten worden, dem Romane den Kopf verdreht hätten; jetzt lebe und webe sie nur in dem Glücke, ihre theure Familie wieder zu sehen und zu umarmen; sie hätte diesen glühenden Wunsch noch an dem nämlichen Tage befriedigt, wenn ihr der Capitain erlaubt

hätte, in die Schaluppe des Lootsen zu steigen; er hätte sich aber ihrer Ausschiffung widersetzt, wegen der Entfernung vom Lande und der schweren See, die, trotz der Windstille, draußen ging.

Kaum war dieser Brief gelesen, als Alle mit freudigem Entzücken ausriefen: „Virginie ist da!“ Herrschaft und Diener, alle umarmten sich. Frau de la Tour sprach zu Paul: „Geh und melde unserm Nachbar Virginiens Ankunft.“ Sogleich zündete Domingo eine Fackel von Rundholz an und Paul und er machten sich auf den Weg nach meiner Besitzung.

Es mochte gegen zehn Uhr des Abends sein. Ich hatte eben meine Lampe ausgelöscht und mich zu Bette gelegt, als ich durch die Pallisaden vor meiner Hütte ein Licht im Walde gewahrte. Bald darauf hörte ich Pauls Stimme, der mich rief. Ich stehe auf und hatte mich kaum angekleidet, als Paul, außer sich und ganz athemlos, mir mit den Worten um den Hals fällt: „Kommen Sie, kommen Sie, Virginie ist da! Wir wollen in den Hafen, das Schiff geht mit Tagesanbruch vor Anker.“ Wir machten uns sogleich auf den Weg. Wie wir durch die Waldungen des Langen Berges gingen und schon auf dem Wege waren, der von Pamplemousses nach dem Hafen führt, höre ich Jemand hinter uns herkommen. Es war ein Neger, der mit großen Schritten auf uns zukam. Sobald er uns erreicht hatte, fragte ich ihn, woher er käme und wohin er in so großer Eile ginge. Er antwortete mir: „Ich komme aus dem Bezirke der Insel, welcher Poudre-d'Or heißt; man schickt mich in den Hafen, um dem Gouverneur zu melden, daß ein französisches Schiff unter der Insel Ambra ankere. Es thut Nothschüsse, denn die See geht sehr hoch.“ Nachdem er dies gesagt, setzte er seinen Weg ohne weitern Aufenthalt fort.

Ich sprach jetzt zu Paul: „Wir wollen nach dem Bezirke Poudre-d'Or Virginien entgegen; es ist nur drei Stunden von hier.“ Wir schlugen also den Weg nach dem Norden der Insel ein. Es war eine erstickende Hitze. Der Mond war aufgegangen; um ihn erblickte man drei große, schwarze Kreise. Der Himmel war entsetzlich finster.

Bei dem häufigen Zucken der Blitze sah man deutlich lange Streifen dicker, düsterer, wenig hoher Wolken, die sich gegen die Mitte der Insel aufthürmten und mit großer Schnelligkeit vom Meere herzogen, obschon man auf dem Lande nicht den geringsten Wind spürte. Unterwegs glaubten wir den Donner rollen zu hören; wie wir jedoch genauer aufhörten, erkannten wir, daß es Kanonenschüsse waren, die das Echo wiederhallte. Bei diesem fernen Kanonendonner und dem Anblick der Wetter am Himmel ergriff mich ein Schauer. Ich konnte nicht zweifeln, daß es Nothsignale eines Schiffes wären, das in Gefahr zu stranden war. Eine halbe Stunde darauf hörten wir nicht mehr schießen und diese Stille kam mir noch entsetzlicher vor, als das dumpfe Dröhnen vorher.

Wir eilten vorwärts, ohne ein Wort zu sprechen und es zu wagen, uns unsere Besorgnisse mitzutheilen. Um Mitternacht kamen wir, in Schweiß gebadet, am Ufer des Meeres, im Bezirk Poudre-d'Or an. Die Wogen brachen sich mit furchtbarem Getöse; sie bedeckten die Klippen und den Strand mit blendend weißem Schaum und Feuerfunken. Trotz der Finsterniß unterschieden wir bei diesem phosphorischen Leuchten die Fischernachen, die man weit herein auf den Sand gezogen hatte.

In einiger Entfernung sahen wir am Rande des Waldes ein Feuer, um welches sich mehrere Bewohner versammelt hatten. Wir ruhten hier aus und warteten den Tag ab. Während wir neben dem Feuer saßen, erzählte uns Einer, er hätte am Nachmittag ein Schiff auf offener See von der Strömung auf die Insel zutreiben sehen; die Nacht hätte es seinen Augen entzogen; zwei Stunden nach Sonnenuntergang hätte er Nothschüsse gehört; die See wäre aber so hoch gegangen, daß man kein Boot hätte aussetzen können, um hinzufahren; bald darauf hätte es ihm geschienen, als sähe er die angezündeten Schiffslaternen und in dem Falle fürchte er, das Schiff möchte der Küste zu nahe und zwischen das Land und die kleine Insel Ambra gerathen sein, welche es für den Coin-de-Mire genommen, neben welchem die Schiffe, welche in Port-Louis einlaufen, vorbeisegeln; wäre dies wirklich so,

was er jedoch nicht mit Gewißheit behaupten könne, so schwebe das Schiff in der größten Gefahr. Ein Anderer nahm das Wort und sprach: „Er habe den Kanal zwischen der Insel Ambra und der Küste mehrmals befahren, sondirt und gefunden, daß hier der Ankergrund sehr gut und das Schiff wie im besten Hafen in vollkommener Sicherheit sei. Ich wollte," fügte er hinzu, „mein ganzes Vermögen darauf bringen und schliefe dort so ruhig, wie auf dem Lande." Ein Dritter sagte: „Das Schiff könne unmöglich in den Kanal hinein, der kaum Raum für Schaluppen biete." Er versicherte: „er habe es jenseits der Insel Ambra ankern sehen, so daß es, wenn sich am Morgen der Wind erhöbe, nach Belieben in die hohe See stechen oder den Hafen erreichen könnte." Andere brachten wieder andere Ansichten vor. Während sie unter einander, nach Art der müßigen Kreolen, heftig darüber sprachen, beobachteten wir, Paul und ich, ein tiefes Stillschweigen. Wir blieben, bis der Tag graute; aber der Himmel war zu wenig hell, als daß man irgend einen Gegenstand auf dem übrigens in Nebel gehüllten Meere hätte unterscheiden können. Wir gewahrten nur undeutlich auf offener See eine düstere Wolke, welche, wie man sagte, die Insel Ambra, eine Viertelstunde von der Küste, wäre. Man sah an diesem finstern Tage nur den vorspringenden Rand des Ufers, wo wir standen, und einige Bergspitzen im Innern der Insel, welche von Zeit zu Zeit aus den um sie kreisenden Wolken auftauchten.

Gegen sieben Uhr des Morgens hörten wir im Walde Trommelschlag; es war der Gouverneur, Herr de la Bourdonnais, zu Pferde, in Begleitung einer Abtheilung mit Flinten bewaffneter Soldaten und einer großen Menge Kreolen und Schwarzer. Er stellte die Soldaten am Ufer auf und ließ sie alle auf einmal Feuer geben. Kaum war dies geschehen, so sah man auf dem Meere einen hellen Schein, worauf sogleich ein Kanonenschuß folgte. Wir schlossen daraus, das Schiff könne nicht weit von uns sein und liefen nach der Seite hin, wo wir das Signal gesehen hatten. Jetzt erblickten wir durch den Nebel hindurch den Rumpf und die Raen eines großen Schiffes.

Wir waren so nahe, daß wir trotz des Getöses der Wogen die Pfeife des Schiffers vernahmen, welcher die Bewegungen commandirte, und der dreimalige Ruf der Matrosen: Es lebe der König! Denn das ist der Ruf der Franzosen in großen Gefahren, wie in großer Freude, gleich als riefen sie ihren Fürsten zu Hilfe oder als wollten sie ihm bezeugen, daß sie bereit sind, für ihn zu sterben.

Von dem Augenblicke an, wo der Saint-Géran bemerkte, daß wir nahe genug waren, um helfen zu können, feuerte er beständig von drei zu drei Minuten Kanonen ab. Herr de la Bourdonnais ließ in gewissen Entfernungen auf dem Strande große Feuer anzünden und überallher aus der Nachbarschaft Lebensmittel, Breter, Taue und leere Fässer herbeischaffen. Bald erschienen auch eine Menge Kreolen mit ihren Negern, die Lebensmittel und Takelwerk aus den Pflanzungen in Poudre-d'Or, im Bezirk Flaque und am Flusse Rempart. Einer der ältesten Pflanzer trat auf den Gouverneur zu und sprach zu ihm: „Mein Herr, man hat die ganze Nacht ein dumpfes Brausen auf dem Gebirge vernommen. In den Wäldern regen sich die Blätter, ohne daß Wind geht. Die Seevögel flüchten auf das Land; sicher verkünden alle diese Zeichen einen Sturm.“ — „Nun, meine Freunde,“ erwiderte der Gouverneur, „wir sind darauf vorbereitet und sicherlich auch das Schiff.“

In der That ließ Alles einen nahen Sturm erwarten. Die Wolken im Zenith waren in der Mitte furchtbar schwarz, am Rande kupferroth. Die Luft ertönte vom Geschrei der Tropikvögel, der Fregatten, Scherensäbler und einer Menge anderer Seevögel, die trotz der Dunkelheit der Luft von allen Himmelsgegenden her eine Zuflucht auf der Insel suchten.

Um neun Uhr Morgens hörte man vom Meere her ein entsetzliches Dröhnen, gleich als stürzten sich Wasserfluten unter Donnerbegleitung herab von den Bergen. Alle Welt rief: „Das ist der Orkan!“ und in einem Augenblicke zerriß ein gewaltiger Wirbelwind den Nebel, welcher die Insel Ambra und ihren Kanal verhüllte. Der Saint-Géran erschien jetzt vor Aller Augen, mit dem Deck

voller Menschen, mit seinen Raen und Stengen auf dem Oberlaufe, die Flagge aufgehißt, aber zusammengerollt, vier Ankertaue am Vorderschiff und einen Aufhalter am Hinterschiff; er ankerte zwischen der Insel Ambra und dem Lande, diesseits des Gürtels von Felsenriffen, welcher Isle de France umgibt, und über den es an einer Stelle gelangt war, wohin nie vorher ein Schiff gekommen. Sein Vorderschiff war gegen die Fluten des offenen Meeres gerichtet und bei jeder Woge, die in den Kanal gerieth, hob sich das Vorderschiff so vollständig in die Höhe, daß man den Kiel in der Luft sah, tauchte aber bei dieser Bewegung der Spiegel hinab, so verschwand er bis zum Backbord, als wäre er versunken. In dieser Lage, wo ihn Wind und See ans Land warfen, vermochte er ebenso wenig den Rückweg zu versuchen, als die Ankertaue zu kappen und auf den Strand zu laufen, von dem er durch seichten Grund voller Riffe getrennt war. Jede Woge, die an der Küste zerschellte, drang tosend bis in die Tiefe der kleinen Buchten vor und warf über fünfzig Schritte weit Steingerölle in das Land hinein; dann ließ sie beim Zurückweichen einen großen Theil des Strandes, dessen Kiesel sie mit dumpfem, schrecklichem Geräusch dahinwälzte, trocken liegen. Das Meer, aufgethürmt von den Winden, schwoll von Augenblick zu Augenblick immer mehr an und der ganze Kanal zwischen dieser Insel und der Insel Ambra war nichts als eine ungeheure Fläche von weißem Schaum, durchwühlt von schwarzen, tiefen Wellen. Dieser Schaum in der Tiefe der Buchten legte sich mehr als sechs Fuß hoch an und der Wind, der darüber hinwegfegte, führte ihn über die steile Abdachung des Ufers mehr als eine halbe Stunde weit in das Land hinein. Die zahllosen weißen Flocken, welche horizontal bis an den Fuß des Gebirges gejagt wurden, hätte man für Schnee halten mögen, der aus dem Meere aufstieg. Der Horizont trug alle Zeichen eines langandauernden Sturmes; Meer und Himmel schienen in eins zu fließen. Unaufhörlich rissen sich Wolken von fürchterlicher Gestalt los und flogen mit der Schnelle eines Vogels über uns hinweg, während andere, gleich großen Felsblöcken, unbeweglich fest standen. Nirgends erblickte man

am Himmel eine Spur von Bläue; ein fahler, olivenfarbener Schein erhellte allein alle Gegenstände der Erde, des Meeres und des Himmels.

Bei dem Hin- und Herschwanken des Schiffs erfolgte endlich, was man befürchtete, die Ankertaue des Vorderschiffs rissen; und da es nur von einem einzigen Troßtau gehalten wurde, so wurde es auf eine halbe Kabellänge vom Ufer auf die Klippen geworfen. Wir brachen Alle in einen Schmerzensschrei aus. Paul wollte sich ins Meer stürzen, als ich ihn beim Arme ergriff. „Mein Sohn," sagte ich zu ihm, „willst Du umkommen? — „Ich will ihr zu Hilfe," rief er, „oder sterben!" Da ihm die Verzweiflung die Vernunft raubte, banden Domingo und ich, um seinem Untergange vorzubeugen, ihm ein langes Seil um den Leib und hielten es an dem einen Ende fest. Paul suchte, bald schwimmend, bald über die Klippen gehend, das Schiff zu erreichen. Zuweilen durfte er hoffen, an Bord zu kommen, denn die See ließ bei ihren unregelmäßigen Bewegungen das Schiff fast auf dem Trockenen, so daß man zu Fuß um dasselbe hätte herumgehen können; aber bald darauf kehrte sie mit neuer Wuth zurück, bedeckte es mit ungeheuern Wogen, welche das ganze Vorderschiff vom Kiel abhoben, und schleuderte den unglücklichen Paul, mit blutenden Füßen, zerschlagener Brust und halb ertrunken, weit hin auf den Strand. Kaum war er wieder seiner Sinne mächtig, so stand er auf und kehrte mit neuem Eifer nach dem Schiffe zurück, das indessen von den fürchterlichen Stößen zu bersten anfing.

Die ganze Mannschaft verzweifelte jetzt an ihrer Rettung und stürzte sich in Masse ins Meer, auf Raen, Planken, Hühnerkörben, Tischen und Fässern. Da erblickte man einen Gegenstand, würdig ewigen Mitleids. Ein junges Mädchen erschien auf dem Gange des Spiegels des Saint-Géran und breitete die Arme gegen Den aus, der sich so gewaltig anstrengte, zu ihr zu gelangen. Es war Virginie. Sie hatte ihren Geliebten an seiner Unerschrockenheit erkannt. Der Anblick dieses lieblichen Wesens inmitten einer so entsetzlichen Gefahr erfüllte uns mit Schmerz und Verzweiflung. Virginie, edel und fest in

ihrer Haltung, winkte uns mit der Hand, gleich als wollte sie uns ein ewiges Lebewohl sagen. Alle Matrosen hatten sich ins Meer geworfen. Nur Einer war noch auf dem Deck; er war ganz nackt und nervig wie ein Herkules. Er trat ehrerbietig zu Virginien hin; wir sahen, wie er vor ihr hinkniete und sich selbst bemühte, sie zu entkleiden; sie aber stieß ihn mit Würde zurück und wandte ihr Angesicht von ihm. Sogleich vernahm man aus dem Munde der Zuschauer den dringenden Ruf: „Rette sie! rette sie! Verlaß sie nicht!“ Aber in diesem Augenblicke wälzte sich ein ungeheurer Wasserberg zwischen die Insel Ambra und die Küste herein und kam brüllend auf das Schiff zu, es mit seinen schwarzen Seiten und den schäumenden Gipfeln bedrohend. Bei diesem furchtbaren Anblick sprang der Matrose allein ins Meer; Virginie, den unvermeidlichen Tod vor Augen, die eine Hand auf den Kleidern, die andere auf dem Herzen, das heitere Angesicht emporgerichtet, schien ein Engel zu sein, der sich aufschwingt zum Himmel.

O grauenvoller Tag! Ach! Alles ward verschlungen! Die Sturzsee hatte einen Theil der Zuschauer, welche, vom Erbarmen getrieben, sich Virginien zu nahen versucht hatten, sowie den Matrosen, welcher sie durch Schwimmen hatte retten wollen, weit hinauf auf den Strand geworfen. Dieser, einem fast gewissen Tod entronnen, kniete hin auf den Sand und sprach: „O mein Gott! Du hast mir das Leben gerettet, aber ich hätte es gern für das edle Fräulein hingegeben, das sich nicht gleich mir entkleiden wollte.“ Domingo und ich zogen den unglücklichen Paul, dem das Bewußtsein entschwunden war und das Blut aus Mund und Ohren drang, aus den Fluten. Der Gouverneur übergab ihn den Händen der Wundärzte, und wir suchten längs des Ufers, ob das Meer Virginiens Körper anspülen würde. Der Wind jedoch hatte sich plötzlich gedreht, wie es bei Orkanen der Fall ist, und wir mußten uns dem traurigen Gedanken hingeben, daß wir dem unglücklichen Mädchen nicht einmal die Ehre des Begräbnisses würden erweisen können. Ueberwältigt vom tiefsten Schmerz entfernten wir uns von diesem Orte; Alle ge-

dachten bei diesem Schiffbruch, der so Vielen das Leben gekostet hatte, nur eines einzigen Verlustes, und die Meisten zweifelten, ob es nach dem so traurigen Ende eines so tugendhaften Mädchens eine Vorsehung gebe; denn es gibt so schreckliche und so unverdiente Unfälle, daß sogar die Hoffnung des Weisen erschüttert wird.

Unterdessen hatte man Paul, der allmählich wieder zur Besinnung kam, in ein nahes Haus gebracht, bis er im Stande wäre, in seine Wohnung geschafft zu werden. Ich selbst kehrte mit Domingo zurück, um Virginiens Mutter und deren Freundin auf dieses entsetzliche Unglück vorzubereiten. Als wir in die Nähe des Thales zur Seite des Flusses Lataniers kamen, erfuhren wir von Negern, daß das Meer in der gegenüberliegenden Bucht viele Schiffstrümmer auswerfe. Wir eilten dahin und einer der ersten Gegenstände, den ich am Strande sah, war der Leichnam Virginiens; sie war halb vom Sande bedeckt und noch in der Stellung, in welcher wir sie hatten umkommen sehen; ihre Züge waren nicht merklich verändert; die Augen geschlossen, aber Heiterkeit lag noch auf ihrer Stirn; nur die bläuliche Blässe des Todes vermischte sich auf ihren Wangen mit den Rosen der Scham. Eine ihrer Hände ruhte auf ihrem Gewand; die andere, aufs Herz gedrückt, war fest geschlossen und erstarrt. Mit Mühe zog ich ein kleines Medaillon daraus hervor; aber wie erstaunte ich, als ich sah, daß es das Bild des heiligen Paulus war, welches sie ihm versprochen hatte, nie wegzulegen, so lange sie leben würde. Bei diesem letzten Zeugniß von der Treue und Liebe dieses unglücklichen Mädchens weinte ich bitterlich. Domingo schlug sich an die Brust und zerriß die Luft mit seinem Schmerzensgeschrei. Wir trugen den Leichnam in eine Fischerhütte, wo wir ihn armen malabarischen Frauen übergaben, die ihn sorgfältig abwuschen.

Während sie dies traurige Geschäft verrichteten, stiegen wir zitternd hinauf zu der Pflanzung. Wir fanden Frau de la Tour und Margarethen im Gebete und auf Nachricht vom Schiffe harrend. Sobald mich Frau de la Tour erblickte, rief sie: „Wo ist meine Tochter, meine theure Tochter, mein Kind?“ Da sie bei meinem Stillschweigen

und meinen Thränen an ihrem Unglück nicht zweifeln konnte, so befiel sie plötzlich Beklemmung des Athems und schmerzhafte Beängstigung; ihre Stimme brachte blos Seufzer und Schluchzen hervor. Margarethe rief: „Wo ist mein Sohn? Ich sehe meinen Sohn nicht!“ und fiel in Ohnmacht. Wir sprangen zu, brachten sie wieder zu sich und ich versicherte ihr, daß Paul lebe und der Gouverneur für ihn Sorge trage. Sie kam blos wieder zu sich, um sich mit ihrer Freundin zu beschäftigen, welche von Zeit zu Zeit in langandauernde Ohnmachten fiel. Frau de la Tour brachte die ganze Nacht unter entsetzlichen Leiden zu und aus der langen Dauer derselben habe ich entnommen, daß kein Schmerz dem einer Mutter gleicht. Als sie das Bewußtsein wieder erhielt, richtete sie den Blick starr und düster gen Himmel. Vergebens drückten wir, ihre Freundin und ich, ihre Hände in die unsern, vergebens nannten wir sie mit den zärtlichsten Namen; sie schien gegen diese Beweise unserer alten Liebe unempfindlich und aus ihrer gepreßten Brust rangen sich nur schwere Seufzer los.

Mit frühem Morgen brachte man Paul in einem Tragsessel. Seine Besinnung war zurückgekehrt, aber nicht die Sprache. Das Wiedersehen zwischen seiner Mutter und Frau de la Tour, vor dem mir anfangs bange gewesen war, brachte eine bessere Wirkung hervor, als alle meine Bemühungen um sie. Ein Schimmer des Trostes erschien auf dem Gesichte dieser beiden unglücklichen Frauen; sie setzten sich beide zu ihm, schlossen ihn in die Arme, küßten ihn und ihre Thränen, bisher zurückgehalten von dem ungeheuren Schmerz, fingen an zu fließen. Paul vereinigte damit bald die seinigen. Nachdem so die Natur den drei Unglücklichen Linderung gewährt hatte, folgte dem krampfhaften Zustand ihres Schmerzes eine lange Erschlaffung und mit ihr eine lethargische Ruhe, welche in der That dem Tode glich.

Herr de la Bourdonnais ließ mich insgeheim benachrichtigen, daß Virginiens Leichnam auf seinen Befehl in die Stadt gebracht worden sei, um von dort feierlich in der Kirche von Pamplemousses beigesetzt zu werden. Ich

begab mich alsbald nach Port-Louis, wo ich die Kolonisten aus allen Bezirken versammelt fand, um der Leichenfeierlichkeit beizuwohnen, gleich als hätte die Insel in ihr das Theuerste verloren. Im Hafen hatten die Schiffe die Raen gekreuzt, die Flaggen aufgehißt, aber zusammengerollt, und lösten in langen Zwischenräumen Kanonen. Grenadiere eröffneten den Leichenzug; sie trugen ihre Gewehre gesenkt; die Trommeln, mit langen Flören behangen, wirbelten einen dumpfen Trauermarsch, und Niedergeschlagenheit sprach aus den Zügen der Krieger, welche im Kampfe dem Tode mehr als ein Mal, ohne zu erbleichen, ins Antlitz geschaut hatten. Acht junge Mädchen, aus den angesehensten Familien der Insel, weiß gekleidet und Palmen in den Händen, trugen die entseelte, mit Blumen geschmückte Hülle ihrer tugendhaften Gespielin. Ein Chor kleiner Kinder folgte, fromme Lieder singend; nach ihnen kamen die angesehensten Kolonisten, der Generalstab, zuletzt der Gouverneur und eine große Menge Volks.

Dies hatte die Regierung angeordnet, um Virginiens Tugend einige Ehre zu erweisen. Als aber der Leichnam am Fuße des Gebirges bei jenen nämlichen Hütten ankam, wo Virginie so lange Glück gespendet hatte und jetzt ihr Tod Alles mit Verzweiflung erfüllte, gerieth der ganze Zug in Unordnung; die Gesänge verstummten und man vernahm weit hin nur Seufzen und Schluchzen. Scharen junger Mädchen kamen aus den nahen Pflanzungen herbeigelaufen, um mit Tüchern, Rosenkränzen und Blumenkränzen Virginiens Sarg zu berühren, die sie wie eine Heilige anriefen. Die Mütter beteten zu Gott um eine Tochter wie sie; die Jünglinge um eine so treue Geliebte; die Armen um eine so liebevolle Wohlthäterin; die Sklaven um eine so gute Herrin.

Als sie am Orte des Begräbnisses angekommen war, setzten Negerinnen von Madagascar und Kaffern von Mozambique nach der Sitte ihres Landes Körbchen mit Früchten um sie herum und hingen Stücke von Stoffen an den umstehenden Bäumen auf. Indianerinnen von Bengalen und der Küste Malabar brachten Käfige mit Vögeln, denen sie über ihrer Leiche die Freiheit schenkten.

So sehr erregt der Verlust eines liebenswürdigen Wesens die Theilnahme aller Völker! Und so groß ist die Macht der unglücklichen Tugend, daß sie alle Religionen um ihr Grab vereint!

Man mußte eine Wache ans Grab stellen und etliche arme Mädchen entfernen, welche sich mit aller Gewalt hineinstürzen wollten, da sie nun keinen Trost mehr auf der Welt zu hoffen hätten und ihnen nichts übrig bliebe, als mit Der zu sterben, welche ihre einzige Wohlthäterin gewesen war.

Virginie wurde nahe bei der Kirche von Pamplemousses auf der Westseite, am Fuße einer Bambusgruppe, begraben, wo sie, wenn sie mit ihrer Mutter und Margarethen zur Messe kam, gern an der Seite desjenigen ausruhte, den sie damals ihren Bruder nannte.

Nach der Rückkehr vom Leichenzug kam Herr de la Bourdonnais in Begleitung eines Theils seines zahlreichen Gefolges hier herauf und bot der Frau de la Tour und ihrer Freundin jede in seinen Kräften stehende Unterstützung an. Er sprach sich in wenig Worten, aber mit Entrüstung über die unnatürliche Tante aus, trat zu Paul und suchte ihn durch geeigneten Trost aufzurichten. „Ich habe," sagte er zu ihm, „Dein Glück, sowie das Deiner Familie gewünscht; Gott ist mein Zeuge. Mein Freund, Du mußt nach Frankreich; ich werde Dir eine Stellung verschaffen. In Deiner Abwesenheit werde ich für Deine Mutter, wie für meine eigene, sorgen." Damit reichte er ihm die Hand; aber Paul zog die seinige zurück und wandte den Kopf ab, um ihn nicht zu sehen.

Ich selbst blieb bei meinen unglücklichen Freundinnen, um ihnen so wie Paul, so viel ich vermochte, beizustehen. Nach drei Wochen war Paul wieder im Stande zu gehen, aber sein Gram schien in dem Maße zuzunehmen, als sein Körper Kräfte gewann. Er war gegen Alles unempfindlich; seine Blicke waren erloschen und er beantwortete keine an ihn gerichtete Frage. Frau de la Tour, die auf den Tod krank lag, sagte oft zu ihm: „Mein Sohn, so lange ich Dich sehe, glaube ich meine theure Virginie zu sehen." Bei dem Namen Virginie zitterte er und entfernte

sich, so sehr ihn auch seine Mutter bat, bei ihrer Freundin zu bleiben. Er ging dann allein hinaus in den Garten, setzte sich unter Virginiens Cocospalme und blickte starr auf die Quelle. Der Arzt des Gouverneurs, der ihn und die Frauen mit der größten Sorgfalt behandelt hatte, sagte uns, um ihn seiner schwarzen Schwermuth zu entreißen, müßten wir ihn gewähren lassen und ihm in nichts zuwider sein; nur dieses einzige Mittel vermöchte sein hartnäckiges Stillschweigen zu brechen.

Ich beschloß, seinem Rathe zu folgen. Sobald Paul seine Kräfte etwas hergestellt fühlte, so war der erste Gebrauch, den er davon machte, sich von der Pflanzung zu entfernen. Da ich ihn nicht aus den Augen ließ, so ging ich ihm nach und befahl Domingo, uns mit Lebensmitteln zu folgen. Sowie der junge Mann vom Berge hinab stieg, schien Munterkeit und Kraft sich neu zu beleben. Er schlug zuerst den Weg nach Pamplemousses ein und sobald er bei der Kirche unter der Bambusgruppe war, ging er gerade auf den Ort zu, wo er die frisch aufgeworfene Erde sah. Hier kniete er nieder, hob die Augen gen Himmel und sprach ein langes Gebet. Dies Benehmen schien mir von guter Vorbedeutung für die Rückkehr seiner Vernunft, da sich aus diesen Zeichen von Vertrauen auf das höchste Wesen ergab, daß seine Seele allmählich wieder in den normalen Zustand zurückkehrte. Domingo und ich warfen uns nach seinem Beispiele auf die Knie und beteten mit ihm. Dann stand er auf und wandte sich nach dem Norden der Insel, ohne viel auf uns zu achten. Da ich wußte, daß er nicht blos den Ort nicht kannte, wo Virginiens Leichnam bestattet worden, sondern ihm selbst unbekannt war, ob er aus dem Meere gezogen worden sei, so fragte ich ihn, warum er bei diesem Bambus gebetet habe; er antwortete: „Wir sind so oft dort gewesen!“

Er setzte seinen Weg fort bis zum Eingang des Waldes, wo uns die Nacht überraschte. Hier veranlaßte ich ihn durch mein Beispiel einige Nahrung zu sich zu nehmen, worauf wir auf dem Grase am Fuße eines Baumes schliefen. Am folgenden Morgen meinte ich, er

habe die Absicht, auf dem nämlichen Wege zurückzukehren. In der That schaute er eine Zeit lang auf die Ebene hinab nach der Kirche von Pamplemousses mit ihren langen Bambusalleen und that auch einige Schritte zurück, aber plötzlich ging er tiefer hinein in den Wald in beständiger Richtung nach dem Norden. Ich errieth seine Absicht und versuchte vergebens, ihn davon abzubringen. Gegen Mittag gelangten wir in den Bezirk Poudre-d'Or. Hastig stieg er hinab zum Meeresufer, der Stelle gegenüber, wo der Saint Géran untergegangen war. Beim Anblick der Insel Ambra und ihres Kanals, der jetzt spiegelglatt vor uns lag, rief er: „Virginie! o meine theure Virginie!“ und fiel sogleich ohnmächtig nieder. Domingo und ich trugen ihn in den Wald hinein, wo wir ihn mit vieler Mühe wieder zum Bewußtsein brachten. Kaum war er wieder seiner Sinne mächtig, so wollte er zurück ans Meeresufer, nahm jedoch auf meine Bitten, seinen und unsern Schmerz nicht durch so herbe Erinnerungen zu erneuern, eine andere Richtung. Acht Tage lang besuchte er alle Orte, wo er mit der Gefährtin seiner Jugend gewesen war. Er verfolgte den Fußpfad, den sie gewandelt war, als sie für die Sklavin am Schwarzen Flusse um Gnade gebeten hatte; er sah dann die Ufer des Flusses am Dreibrüsteberg wieder, wo sie sich vor Müdigkeit niedergesetzt, und jenen Theil des Waldes, in dem sie sich verirrt hatte. Jeder Ort, der ihn an die Besorgnisse, die Spiele, die Mahlzeiten, die Wohlthätigkeit seiner Geliebten erinnerte, der Fluß des Langen Berges, mein kleines Haus, der nahe Wasserfall, der Papayabaum, den sie gepflanzt, der Rasen, auf dem sie so gern lief, die offenen Plätze im Walde, wo sie so gern sang, riefen abwechselnd einen Strom von Thränen hervor, und dasselbe Echo, welches so oft ihre gemeinsamen Freudenrufe wiederholt hatte, gab jetzt nur die Schmerzensworte wieder: „Virginie! o meine theure Virginie!“

Bei diesem wilden, unstetem Leben fielen seine Augen ein, seine Farbe ward gelb und seine Gesundheit verschlimmerte sich immer mehr. In der Ueberzeugung, daß das Gefühl unseres Unglücks sich durch die Erinnerung

an unser früheres Glück steigert und die Leidenschaften in der Einsamkeit erstarken, beschloß ich, meinen unglücklichen Freund von den Orten zu entfernen, die ihn an seinen Verlust erinnerten, und ihn in einen Theil der Insel zu bringen, wo es viel Zerstreuung gäbe. Zu dem Ende führte ich ihn auf die bewohnten Höhen des Bezirkes Williams, wo er nie gewesen war. Ackerbau und Handel verbreiten über diesen Theil der Insel viel Leben und Abwechslung. Da sah man Schaaren von Arbeitern, welche die Stämme zurichteten, andere, welche sie in Breter zerschnitten. Wagen kamen und gingen auf Straßen und Wegen; große Herden von Rindern und Pferden weideten auf ausgedehnten Triften und das Land war mit Wohnungen besäet. Die hohe Lage des Bodens gestattete an manchen Orten den Anbau verschiedener europäischer Gewächse. Man erblickte in der Ebene hie und da Ernten von Getreide, Erdbeeren in Menge in den Lichtungen der Wälder und Rosenhecken längs der Wege. Die Frische der Luft, welche den Nerven Spannkraft ertheilte, war der Gesundheit der Weißen zuträglich. Von diesen Höhen, welche der Mitte der Insel zu liegen und von großen Waldungen umgeben sind, sah man weder das Meer, noch Port-Louis, noch die Kirche von Pamplemousses, noch irgend etwas, das in Paul die Erinnerung an Virginien wach rufen konnte. Das Gebirge selbst, das nach Port-Louis hin verschiedene Ausläufer entsendet, erscheint von den Ebenen Williams aus nur als ein langes, geradgestrecktes Vorgebirge mit senkrechten Abfällen, aus welchem mehrere breite Felsenpyramiden emporsteigen, um welche sich die Wolken sammeln.

In diese Ebene führte ich Paul. Ich hielt ihn in beständiger Thätigkeit, ging mit ihm in Sonne und Regen, bei Tag und bei Nacht, und führte ihn in den Wäldern, auf umgebrochenen Land, auf den Feldern absichtlich irre, um den Geist durch die Ermüdung des Körpers zu zerstreuen und seinen Gedanken durch die Unbekanntschaft mit dem Orte, wo wir waren, oder dem Wege, den wir verloren, eine andere Richtung zu geben. Aber die Seele eines Liebenden findet überall Spuren des geliebten Gegen-

standes wieder. Die Nacht und der Tag, die Stille der Einöden und das Geräusch der menschlichen Wohnungen, selbst die Zeit, welche so viele Erinnerungen verbleicht, nichts vermag ihn davon abzuziehen. So mag man eine Magnetnadel noch so sehr hin und her bewegen, sie kehrt sich, sobald sie wieder zur Ruhe gelangt, doch dem Pole zu, der sie anzieht. Wenn ich mich mitten in den Ebenen von Williams verirrte und Paul fragte: „Wohin müssen wir jetzt gehen?“ so wendete er sich stets nach Norden und sagte: „Dort sind unsere Berge; dahin müssen wir zurück.“

Ich sah wol, daß alle Mittel, ihn zu zerstreuen, fruchtlos waren, und mir nichts übrig blieb, als mit Aufbietung aller Kräfte meines schwachen Verstandes seine Leidenschaft selbst zu bekämpfen. Ich antwortete daher: „Ja, das sind Berge, wo Deine theure Virginie wohnte, und hier ist das Bild, welches Du ihr gegeben hast und das sie sterbend auf ihrem Herzen trug, dessen letzte Schläge für Dich waren.“ Hierbei überreichte ich ihm das kleine Bild, welches er Virginien an der Quelle bei den Cocospalmen gegeben hatte. Bei diesem Anblick funkelte eine düstere Freude aus seinen Blicken. Er erfaßte begierig das Bild mit seinen schwachen Händen und drückte es an seine Lippen. Dann beengte sich seine Brust und in den halb blutenden Augen standen die Thränen, ohne fließen zu können.

Ich sprach zu ihm: „Mein Sohn, höre mich, der Dein Freund ist, wie er Virginiens Freund gewesen ist, und mitten in Deinen Hoffnungen Deine Vernunft zu stählen versucht hat gegen die unvorhergesehenen Wechselfälle des Lebens. Was beweinst Du mit solcher Bitterkeit? Ist es Dein Unglück? Ist es Virginiens Unglück?

„Dein Unglück? Ja, es ist groß, ohne Zweifel. Du hast das liebenswürdigste Mädchen verloren, welches die trefflichste Gattin geworden wäre. Sie hatte alle Rücksichten auf sich selbst Dir geopfert und Dich äußerm Glück und Rang vorgezogen, als wäre dies der einzige ihrer Tugend würdige Lohn. Aber woher weißt Du, ob das Wesen, von dem Du ein so reines Glück erwarten mußtest,

nicht für Dich eine Quelle unendlicher Leiden geworden wäre? Sie war ohne Vermögen und enterbt; Du hattest mit ihr künftig nichts zu theilen als Deine Arbeit. Da die Erziehung ihre Gesundheit geschwächt und das Unglück selbst sie muthvoller gemacht hatte, so hättest Du sie jeden Tag der Anstrengung, die sie mit Dir hätte theilen wollen, erliegen sehen. Wenn sie Dir Kinder geschenkt hätte, so wären ihre und Deine Sorgen durch die Schwierigkeit gewachsen, allein mit Dir zwei alte Mütter und eine heranwachsende Familie zu ernähren.

„Du wirst mir antworten: „Der Gouverneur hätte uns unterstützt.“ Wie weißt Du, ob Du in einer Kolonie, wo die Verwaltung so häufig wechselt, stets Männer wie la Bourdonnais treffen wirst? Ob nicht hier Männer an die Spitze kommen, die keine guten Sitten, keine Moral haben? Ob Deine Gattin, um eine ärmliche Unterstützung zu erlangen, ihnen nicht hätte den Hof machen müssen? Entweder wäre sie schwach und Du zu beklagen gewesen, oder sie wäre tugendhaft und Du arm geblieben; glücklich, wenn Du ihrer Schönheit und Tugend halber nicht gerade von denen verfolgt worden wärest, von denen Du Beistand hofftest!“

„Mir wäre, wirst Du sagen, das Glück geblieben, welches vom Vermögen unabhängig ist, den geliebten Gegenstand zu schützen, der sich nach Maßgabe seiner Schwäche selbst an uns anschließt; ihn zu trösten durch meine eigene Sorge, ihn zu erfreuen durch meine Traurigkeit und unsere Liebe zu steigern durch beiderseitigen Kummer. Gewiß, Tugend und Liebe genießen diese bittern Freuden. Aber sie ist nicht mehr und Dir bleibt, was sie nach Dir am meisten geliebt hat, ihre und Deine Mutter, welche Dein untröstlicher Schmerz ins Grab bringen wird. Setze Dein Glück darein, ihnen zu helfen, worein sie es selbst gesetzt hatte. Mein Sohn, die Wohlthätigkeit ist das Glück der Tugend; es gibt kein sichererз, kein größeres auf Erden. Die Pläne zu Vergnügungen, zur Ruhe, zu Genüssen, zum Ueberfluß, zum Ruhm sind nicht für den schwachen Menschen, dessen bleibende Stätte hienieden nicht ist. Siehe, wie ein Schritt zum äußern Glück uns Alle von einem Abgrund

in den andern gestürzt hat. Du hast Dich widersetzt, es
ist wahr; aber wer hätte nicht geglaubt, daß Virginiens
Reise zuletzt zu ihrem und Deinem Glücke führen würde?
Die Einladungen einer reichen, bejahrten Verwandten, die
Rathschläge eines einsichtsvollen Gouverneurs, die Glück-
wünsche einer Kolonie, die Ermahnungen und das Ansehen
eines Priesters haben Virginiens Unglück entschieden. So
eilen wir unserm Verderben entgegen, getäuscht gerade
durch die Klugheit Derjenigen, die uns leiten. Es wäre
ohne Zweifel besser gewesen, ihnen nicht zu glauben und
der Stimme und den Hoffnungen einer trügerischen Welt
nicht zu trauen; aber unter so vielen Menschen, die wir
in diesen Ebenen so beschäftigt sehen, unter so vielen an-
dern, die ihr Glück in Indien suchen, und ohne die Heimat
zu verlassen, in Europa die Früchte der Arbeit dieser in
Ruhe genießen, ist am Ende nicht Einer, der nicht dazu
bestimmt wäre, sein Liebstes zu verlieren, Größe, Reich-
thum, Frau, Kinder, Freunde. Bei den Meisten wird sich
zu ihrem Verluste die Erinnerung an die eigene Unklug-
heit gesellen. Wenn Du dagegen Einkehr bei Dir hältst,
so wirst Du Dir nichts vorzuwerfen haben; Du hast Dein
Wort treulich gehalten. Du hast in der Blüte der Jugend
die Klugheit eines Weisen gehabt und Dich nie von der
Spur der Natur entfernt. Deine Absichten allein waren
rechtmäßig, weil sie rein, arglos, uneigennützig waren und
Du auf Virginien geheiligte Rechte hattest, die äußere
Glücksgüter nicht aufwiegen konnten. Du hast sie ver-
loren; verloren nicht aus eignem Unverstand, nicht aus
Habsucht, nicht aus falscher Klugheit, sondern Gott selbst
hat sie Dir durch die Leidenschaften Andrer genommen,
Gott, von dem Du Alles hast, der Alles sieht, was Dir
heilsam ist und dessen Weisheit Dir keinen Anlaß zu
Reue und Verzweiflung läßt, welche den Uebeln auf dem
Fuße folgen, die wir selbst verschuldet haben.

Das darfst Du Dir in Deinem Unglücke sagen: Ich
habe es nicht verdient. Ist es also Virginiens Unglück,
das Du bejammerst, ihr Ende, ihr jetziger Zustand? Sie
hat das Schicksal erlitten, welches vornehmer Geburt,
Schönheit und selbst Königreichen vorbehalten ist. Das

Leben des Menschen mit allen seinen Plänen baut sich auf wie ein kleiner Thurm, dessen Krönung der Tod ist. Bei der Geburt war sie zum Tode verurtheilt. Glücklich, daß sie die Bande des Lebens vor ihrer Mutter, vor Deiner Mutter, vor Dir gelöst hat, das heißt, daß sie nicht mehrere Male starb, ehe sie selbst starb!

Der Tod, mein Sohn, ist ein Gut für alle Menschen; er ist die Nacht zu dem unruhvollen Tage, welchen man Leben nennt. Im Schlummer des Todes ruhen auf immer die Krankheiten, die Schmerzen, der Kummer, die Befürchtungen, welche die unglücklichen Erdbewohner in beständiger Aufregung erhalten. Betrachte genau die Menschen, welche am glücklichsten scheinen; Du wirst sehen, daß sie ihr angebliches Glück sehr theuer erkauft haben, das Ansehen vor der Welt durch häusliches Ungemach, den Reichthum durch den Verlust der Gesundheit, das so seltene Glück, geliebt zu werden, durch beständige Opfer, und oft sehen sie am Ende eines dem Wohle Anderer gewidmeten Lebens nur falsche Freunde um sich und undankbare Verwandte. Virginie dagegen ist glücklich gewesen bis zum letzten Augenblick. Sie ist es bei uns gewesen durch das Glück, welches die Natur gewährt; fern von uns durch das Glück, welches die Tugend gewährt; ja in dem furchtbaren Augenblick, wo wir sie umkommen sahen, war sie noch glücklich; denn mochte sie nun die Augen auf eine ganze Kolonie werfen, der sie Anlaß ward zur tiefsten Betrübniß, oder auf Dich, der so unerschrocken zu ihrer Hilfe eilte, sie hat gesehen, wie theuer sie uns Allen war. Im Gedanken an die Unschuld ihres Lebens ist sie ohne Bangen der Zukunft entgegen gegangen und hat den Preis empfangen, welchen der Himmel der Tugend aufbewahrt, einen Muth, der höher ist, denn die Gefahr. Sie hat dem Tode mit heiterm Antlitz ins Auge geschaut.

Mein Sohn, Gott läßt die Tugend allerhand Geschicke im Leben ertragen, um zu zeigen, daß sie allein sie benutzen und in ihnen Glück und Ruhm finden kann. Hat er ihr einen hohen Namen ausersehen, so versetzt er sie auf einen großen Schauplatz und läßt sie mit dem

Tode kämpfen. Dann dient ihr Muth zum Vorbild und dem Andenken an ihr Unglück reicht die fernste Nachwelt den Tribut der Thränen. Dies ist das unsterbliche Denkmal, welches ihr auf einer Erde vorbehalten ist, wo Alles vergeht, und selbst das Gedächtniß der meisten Könige bald in ewige Vergessenheit begraben wird.

Aber Virginie lebt noch. Mein Sohn, sieh, wie Alles auf Erden anders wird und nichts verloren geht. Keine menschliche Kunst wäre im Stande, das kleinste Theilchen des Stoffes zu vernichten, und das, was vernünftig war, was empfand und liebte, was die Tugend übte und sich zur Religion erhob, sollte vergehen, da doch die Elemente, die es umkleiden, unzerstörbar sind! Ach, wenn Virginie bei uns glücklich gewesen ist, so ist sie es jetzt weit mehr. Es gibt einen Gott, mein Sohn; die ganze Schöpfung verkündet ihn; ich brauche es Dir nicht zu beweisen. Nur aus sittlicher Verdorbenheit läugnen die Menschen eine Gerechtigkeit, welche sie fürchten. Das Gefühl vom Dasein Gottes ist in Deinem Herzen, so wie seine Werke vor Deinen Augen sind. Glaubst Du also, daß er Virginien unbelohnt läßt? Glaubst Du, daß dieselbe Macht, welche eine so edle Seele mit einer so schönen Gestalt bekleidet hatte, die eine göttliche Kunst ahnen ließ, sie nicht aus den Wogen hätte retten können? Daß Der, welcher das zeitliche Glück der Menschen nach Gesetzen geordnet hat, die Du nicht kennst, Virginien nicht ein anderes nach Gesetzen bereiten könne, welche Dir ebenfalls unbekannt sind? Als wir in dem Nichts waren, hätten wir, im Fall wir die Kraft des Denkens besessen, uns eine Vorstellung machen können von unserm Dasein? Und jetzt, da wir dieses dunkle und flüchtige Dasein haben, können wir vorhersehen, was jenseits des Todes, durch dessen Pforten wir es verlassen müssen, Statt haben wird? Hat Gott, wie der Mensch, diesen kleinen Erdball nöthig, um ihm als Schauplatz seiner Weisheit und Güte zu dienen, und kann er das menschliche Leben nur in den Gefilden des Todes fortpflanzen? Es gibt im Ocean nicht einen einzigen Tropfen Wasser, der nicht voll lebendiger Wesen wäre, die in Beziehung stehen zu uns, und unter so vielen

Sternen, welche über unsern Häuptern dahinrollen, sollte nichts für uns sein? Wie! Die höchste Intelligenz und göttliche Güte sollte sich gerade nur da finden, wo wir sind! Und auf jenen leuchtenden und zahllosen Welten, in jenen unendlichen Lichträumen, welche sie umringen, welche weder Sturm noch Nacht je verdunkeln, gäbe es nur leeren Raum und ein ewiges Nichts! Wenn wir, die wir uns nichts gegeben haben, so vermessen wären, der Macht, von welcher wir Alles erhalten haben, Schranken anzuweisen, so dürften wir glauben, daß wir hienieden an der Grenze ihres Reiches sind, wo das Leben mit dem Tode ringt und die Unschuld mit der Tyrannei!

Ohne Zweifel gibt es irgendwo einen Ort, wo die Tugend ihren Lohn empfängt. Virginie ist jetzt glücklich. Ach, wenn sie von dem Aufenthalt der Engel mit Dir verkehren könnte, sie würde Dir wie bei ihrem Lebewohl zurufen: „O Paul! Das Leben ist nur eine Prüfung. Ich bin treu befunden worden den Geboten der Natur, der Liebe und der Tugend. Ich habe die Meere durchschifft, um meinen Eltern zu gehorchen; ich habe den Reichthümern entsagt, um mein Wort zu halten, und ich wollte lieber das Leben verlieren, als die Schamhaftigkeit verletzen. Der Himmel hat gefunden, daß ich meine Laufbahn genügend zurückgelegt. Ich bin auf ewig der Armuth, der Verleumdung, den Stürmen, dem Anblick fremder Schmerzen entrückt. Keins der Leiden, welche die Menschen schrecken, kann mich ferner erreichen; und Du beklagst Dich? Ich bin rein und unwandelbar, wie ein Theil des Lichts; und Du rufst mich zurück in die Nacht des Lebens! O Paul! O mein Freund! Denke an jene Tage des Glücks, wo wir am frühen Morgen die Wonne des Himmels genossen, die mit der Sonne sich auf den Spitzen dieser Felsen niederließ und sich mit ihren Strahlen in die Tiefe unserer Wälder ergoß. Wir fühlten ein seliges Entzücken, dessen Ursache wir nicht begreifen konnten. In unsern unschuldigen Wünschen sehnten wir uns darnach, ganz Auge zu sein, um die reichen Farben der Morgenröthe zu genießen, ganz Geruch, um die Wohlgerüche unserer Pflanzen einzuathmen, ganz Gehör, um die Gesänge

unserer Vögel zu vernehmen; ganz Herz, um diese Wohlthaten zu erkennen. Jetzt, an der Quelle der Schönheit, von welcher Alles, was lieblich ist auf Erden, herabfließt, sieht, schmeckt, hört, fühlt meine Seele unmittelbar, was sie damals nur durch schwache Sinne empfand. Ach, welche Sprache vermöchte die Gefilde eines ewigen Ostens zu beschreiben, die ich auf immer bewohne? Alles, was eine unendliche Macht und eine himmlische Güte erschaffen konnte, um ein unglückliches Wesen zu trösten; alle Harmonie, welche die Freundschaft zahlloser Wesen, die sich derselben Seligkeit erfreuen, in das gemeinsame Entzücken bringen kann, wir empfinden sie ohne andere Beimischung. Halte also die Prüfung aus, die Dir aufgelegt ist, um das Glück Deiner Virginie durch eine Liebe zu vermehren, die nie enden wird, durch eine Vereinigung, deren Bande sich nie lösen werden. Da will ich Deine Sehnsucht stillen; da Deine Thränen trocknen. O mein Geliebter, mein junger Gatte, erhebe Deine Seele zum Unendlichen, um die Leiden eines Augenblicks zu ertragen!"

Meine eigene Rührung machte meiner Rede ein Ende. Paul blickte mich fest an und sprach: „Sie ist nicht mehr! sie ist nicht mehr!" und eine lange Ohnmacht folgte diesen schmerzlichen Worten. Dann, als er wieder zu sich kam, sagte er: „Da der Tod ein Gut ist und Virginie glücklich, so will ich auch sterben, um wieder bei ihr zu sein." So dienten alle meine Trostgründe nur dazu, seiner Verzweiflung Nahrung zu geben. Ich war wie ein Mensch, der seinen Freund retten will, welcher mitten in einem Flusse untersinkt, ohne schwimmen zu wollen. Der Schmerz hatte ihn überflutet. Ach, das Unglück in früher Jugend bereitet den Menschen vor auf den Eintritt ins Leben, und Paul hatte es nie erfahren.

Ich brachte ihn nach Hause zurück. Hier fand ich seine Mutter und Frau de la Tour in einem Zustande der Schwäche, der sich noch verschlimmert hatte. Margarethe lag am meisten danieder. Personen von lebhafter Gemüthsart, an denen leichter Kummer abgleitet, widerstehen am wenigsten großem Leid.

Sie sagte zu mir: „O mein guter Nachbar, mir war

es diese Nacht, als sähe ich Virginien in weißem Gewande in kostbaren Hainen und Gärten. Sie sprach zu mir: Ich genieße ein neidenswerthes Glück. Dann trat sie mit lächelnder Miene hin zu Paul und nahm ihn mit sich fort. Als ich mich bestrebte, meinen Sohn zurückzuhalten, fühlte ich, wie ich selbst die Erde verließ und ihm mit unaussprechlicher Wonne folgte. Da wollte ich meiner guten Freundin Lebewohl sagen; in dem Augenblicke sah ich sie uns folgen mit Marie und Domingo. Was mir aber noch wunderbarer dünkt, ist, daß Frau de la Tour dieselbe Nacht einen Traum mit den nämlichen Umständen gehabt hat."

Ich gab ihr zur Antwort: „Meine Freundin, ich glaube, daß nichts auf der Welt ohne Gottes Zulassung geschieht. Träume verkünden zuweilen die Wahrheit."

Frau de la Tour erzählte mir einen ganz ähnlichen Traum, den sie in der nämlichen Nacht gehabt hatte. Ich hatte an diesen beiden Frauen nie einen Hang zum Aberglauben bemerkt; ich wurde also von der Uebereinstimmung ihrer Träume überrascht und zweifelte in meinem Innern nicht, daß sie in Erfüllung gehen würden. Die Meinung, daß die Wirklichkeit sich uns zuweilen während des Schlafes verkünde, ist bei allen Völkern der Erde verbreitet. Die größten Männer des Alterthums haben daran geglaubt, unter Andern Alexander, Cäsar, die Scipionen, die beiden Cato und Brutus, welches keine schwachen Geister waren. Das Alte und Neue Testament liefern uns zahlreiche Beispiele von Träumen, die eingetroffen sind. Für mich bedarf es hierbei blos meiner eignen Erfahrung; ich habe nämlich mehr als ein Mal erfahren, daß Träume Anzeichen sind, welche uns ein geistiges Wesen gibt, das an uns Theil nimmt. Wenn man Dinge, welche die Einsicht des menschlichen Geistes überschreiten, durch Vernunftgründe bestreiten oder vertheidigen will, so ist dies unmöglich. Wenn jedoch die menschliche Vernunft nur ein Abbild der göttlichen ist, da ja der Mensch es wol vermag, seine Absichten durch geheime und verborgene Mittel bis ans Ende der Welt gelangen zu lassen, warum sollte der Geist, welcher das Weltall regiert, nicht ähnliche zu gleichem Zwecke an-

wenden? Ein Freund tröstet einen Freund durch einen Brief, der eine Menge von Staaten durchläuft, seinen Weg nimmt durch den Haß der Völker und Freude und Hoffnung einem einzigen Menschen überbringt. Warum sollte der höchste Beschützer der Unschuld nicht auf geheimem Wege einer tugendhaften Seele beispringen können, die auf ihn allein ihre Hoffnung setzt? Braucht er ein äußeres Zeichen, um seinen Willen zu vollstrecken, er, der in allen seinen Werken ohne Unterlaß unsichtbar wirkt?

Warum an Träumen zweifeln? Ist das Leben mit seiner Fülle flüchtiger und eitler Entwürfe etwas anderes als ein Traum?

Wie dem auch sei, der Traum meiner unglücklichen Freundinnen ging bald in Erfüllung. Paul starb zwei Monate nach dem Tode seiner theuren Virginie, deren Namen er beständig nannte. Margarethe sah acht Tage darauf ihr Lebensende mit einer Freude kommen, welche nur die Tugend empfinden kann. Sie nahm den zärtlichsten Abschied von Frau de la Tour, „in der Hoffnung," wie sie sagte, „auf eine süße und ewige Wiedervereinigung. Der Tod ist das größte aller Güter," fügte sie hinzu; man muß ihn herbeiwünschen. Ist das Leben eine Strafe, so muß man das Ende desselben wünschen; ist es eine Prüfung, so muß man sie kurz wünschen."

Der Gouverneur nahm sich Domingos und Mariens an, die nicht mehr im Stande waren zu dienen und ihre Herrinnen nicht lange überlebten. Der arme Fidel war fast zu derselben Zeit wie sein Herr an Schwäche gestorben.

Ich nahm Frau de la Tour, die sich unter so großen Verlusten mit unglaublicher Seelengröße aufrecht erhielt, zu mir ins Haus. Sie hatte Paul und Margarethen bis zum letzten Augenblicke getröstet, als hätte sie nur dieser Unglück zu tragen gehabt. Als sie die Lieben nicht mehr sah, sprach sie mit mir jeden Tag von ihnen, wie von theuren Freunden, die in der Nähe wären. Sie überlebte sie indessen nur einen Monat. Weit entfernt, ihrer Tante ihr Unglück vorzuwerfen, bat sie Gott, er möge dieser vergeben und den schrecklich aufgeregten Gemüthszustand lindern, der sich ihrer, wie wir erfuhren, un-

mittelbar nach der Zeit bemächtigt hatte, als sie Virginien mit solcher Unmenschlichkeit fortschickte.

Diese unnatürliche Verwandte trug die Strafe für ihre Härte nicht lang. Ich erfuhr durch mehrere Schiffe, die nach einander ankamen, daß heftige Krämpfe ihr Leben wie Tod gleich unerträglich machten. Bald warf sie sich den frühzeitigen Tod ihrer lieblichen Nichte und den ihrer Mutter vor, welcher eine Folge davon war; bald wünschte sie sich Glück dazu, daß sie zwei Unglückliche fern von sich gestoßen hätte, welche ihr Haus durch die Niedrigkeit ihrer Neigungen entehrt hätten. Zuweilen gerieth sie in Wuth beim Anblick der vielen Elenden, wovon Paris voll ist und rief: „Warum läßt man diese Faullenzer nicht in unsern Kolonien umkommen?“ Sie setzte hinzu: „Die Ideen der Humanität, der Tugend und Religion, denen sich alle Völker anschließen, wären nur eine Erfindung der Politik der Fürsten.“ Dann verfiel sie wieder plötzlich in das entgegengesetzte Extrem und gab sich den Schreckbildern des Aberglaubens hin, welche ihr Todesangst einjagten. Sie überbrachte den reichen Mönchen, die ihr Gewissen leiteten, Almosen in Fülle und bat sie inständig, die Gottheit durch das Opfer ihres Vermögens zu besänftigen; gleich als könnte Hab und Gut, das sie den Unglücklichen verweigert, dem Vater der Menschen gefallen! Oft erblickte ihre Phantasie Feuerschlünde, Berge in lichter Lohe, an denen scheußliche Spukgestalten umherirrten und sie laut schreiend riefen. Sie warf sich ihren Gewissensräthen zu Füßen und dachte gegen sich selbst Martern und Qualen aus; denn der Himmel, der gerechte Himmel sendet grausamen Seelen einen entsetzlichen religiösen Glauben.

So verlebte sie mehrere Jahre, bald Gotteslängnerin, bald versunken in krassen Aberglauben, in gleichem Grauen vor dem Tode wie vor dem Leben. Das Ende eines so jammervollen Lebens sollte gerade der Gegenstand herbeiführen, welchem sie die Gefühle der Natur zum Opfer gebracht hatte. Sie mußte zu ihrem Verdruß sehen, daß ihr Vermögen nach ihrem Tode an verhaßte Verwandte kommen würde. Sie suchte daher den größten Theil davon Andern zuzuwenden; diese aber benutzten jene Krampf-

anfälle, ließen sie als geisteskrank einsperren und ihre Güter unter Verwaltung stellen. So vollendeten ihre Reichthümer ihr Verderben; und so wie diese das Herz der früheren Besitzerin verhärtet hatten, so machten sie auch das Herz Derjenigen gefühllos, welche sie ersehnten. Sie starb also; und um das Maß des Unglücks voll zu machen, mit noch viel klarerer Besinnung, um einzusehen, daß sie von denselben Personen, deren Meinung die Richtschnur ihres ganzen Lebens gewesen war, geplündert und verachtet wurde.

Neben Virginien, am Fuße desselben Bambus, hat man ihren Paul gelegt, und um sie herum ihre liebevollen Mütter und treuen Diener. Kein Marmor erhebt sich auf ihren niedern Grabhügeln, keine Inschrift verkündet ihre Tugenden; wol aber bleibt ihr Gedächtniß unauslöschlich im Herzen Derer, denen sie Liebes gethan. Ihre Schatten bedürfen den Glanz nicht, den sie im Leben mieden; wenn sie aber noch Theil nehmen an dem, was auf Erden geschieht, so werden sie ohne Zweifel gern unter den Strohdächern verweilen, wo die arbeitsame Tugend wohnt; die Armuth trösten, die mit ihrem Loose unzufrieden ist; in jungen Liebenden eine dauernde Flamme nähren, den Geschmack an den Gaben der Natur, die Liebe zur Arbeit und die Furcht vor Reichthum.

Die Stimme des Volks, stumm bei den Monumenten zum Ruhme der Könige, hat einigen Theilen dieser Insel Namen gegeben, welche den Tod Virginiens verewigen werden. Nahe bei der Insel Ambra, mitten unter den Riffen, heißt ein Ort die Durchfahrt des Saint Géran, nach dem Schiffe, das sie aus Europa brachte und hier zu Grunde ging. Das äußerste Ende jener langen Erdzunge, die Sie drei Meilen weit halb von Wellen bedeckt sehen und die der Saint Géran den Abend vor dem Orkan nicht umsegeln konnte, um im Hafen einzulaufen, heißt das unglückliche Vorgebirge; und hier vor Ihnen, am Ende dieses Thals, ist die Grabesbai, wo Virginie im Sande begraben gefunden wurde; gleich als hätte das Meer ihren Leichnam den Ihrigen zurückbringen und ihrer Schamhaftigkeit die letzte

Ehre auf dem nämlichen Gestade erzeigen wollen, das sie durch ihre Unschuld geehrt hatte.

O ihr jungen, in solcher Liebe vereinigte Wesen! unglückliche Mütter! theure Familie! Diese Wälder, die euch Schatten gaben, diese Quellen, die für euch flossen, diese Hügel, auf denen ihr neben einander ausruhtet, beklagen noch euern Verlust. Niemand hat nach euch es gewagt, dieses verödete Land anzubauen oder diese niedrigen Hütten wieder aufzurichten. Eure Ziegen sind wild geworden; eure Obstpflanzungen sind zerstört; eure Vögel sind entflohen und man vernimmt nur noch das Geschrei der Sperber, welche hoch oben um dieses Felsenthal schweben. Ich aber bin, seit ich euch nicht mehr sehe, wie ein Freund, der keinen Freund mehr hat, wie ein Vater, der seine Kinder verloren hat, wie ein Wanderer, der auf der Erde umherirrt, wo er allein übrig geblieben ist.

Mit diesen Worten entfernte sich der gute Alte, Thränen vergießend; die meinen waren während dieser traurigen Erzählung mehr als ein Mal geflossen.

Ende.









UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 041727584